



Frau Ökumene

Vorbemerkung: Was ist Ökumene eigentlich?

Ökumene erscheint in der öffentlichen Wahrnehmung fast immer positiv, so ähnlich wie eine UN-Mission. Nur sehr wenige Menschen wagen in unserer globalisierten und auf Dialog angelegten Gesellschaft zu sagen, dass Ökumene etwas Abzulehnendes ist. Jeder hat allerdings seine ganz eigenen Vorstellungen von dem Geschehen, das »Ökumene« heißt und wie dies in seiner Umgebung ganz konkret zu verwirklichen sei.

Selbstverständlich gibt es unzählige wohlwollende Äußerungen in Richtung Ökumene, so die in der Weihnachtsansprache der Bundeskanzlerin ausgedrückte Freude auf den Ökumenischen Kirchentag.

Und doch stellt sich in der Wahrnehmung der kirchlichen Praxis und auch gerade im Blick auf das geplante Großereignis Ökumenischer Kirchentag 2010 in München die Frage, was Ökumene ganz präzise ist, welches Ziel sie verfolgt und welche praktischen Konsequenzen sie hat und tatsächlich haben kann. Deshalb möchte ich zu dieser schwierigen und auch überaus umfangreichen Frage einen eher spielerisch - erzählenden Zugang wählen, der natürlich nur ein äußerst unvollkommenes Bild und dieses unvollkommene Bild dann auch nur in einer bestimmten Perspektive eröffnen kann.

Wenn die Ökumene eine Frau wäre

Wenn die Ökumene eine Frau wäre, dann wäre sie die 57jährige Direktorin eines weitverzweigten Bildungs- und Hilfsinstituts. Sie wäre eine weltgewandte Person, weit gereist, mehrsprachig und sitzungsgestählt, erfahren im Umgang mit auseinanderstrebenden Positionen und von großer Geduld und Zähigkeit. Die Klaviatur der Leitung verschiedenster Gremien ist ihr vertraut und sie hat auch schon einige Niederlagen in ihrem beruflichen Leben verkraftet. Gerade ist sie für die letzten 10 Jahre ihrer Amtszeit auf ihrem Posten bestätigt worden. Danach muss die Stelle neu besetzt werden.

Stellen wir sie uns also vor, Frau Ökumene. Vielleicht ist sie eine Afrikanerin anglikanischer Herkunft. Sie hat in Großbritannien studiert und kam durch ein Praktikum und ihre Doktorarbeit über »Die Einflüsse nichttheologischer Faktoren auf das Verhältnis der Konfessionen« zu dieser weitverzweigten Bildungs- und Hilfsorganisation.

Frau Ökumene hat ein geräumiges Büro in einer europäischen Metropole. An den Wänden stehen Regale, gefüllt mit theologischen Grundsatzwerken, Konvergenzdokumenten, Kommentaren, Berichten über ökumenische Gespräche in verschiedenen Ländern. Ein ganzes Regal nehmen die Schriften zum zweiten vatikanischen Konzil ein. In den letzten zehn Jahren sind viele Bände dazu gekommen. Es gibt eine ausführliche Dokumentation über die gemeinsame Er-

Inhalt

■ Artikel

Dr. Edda Weise, Frau Ökumene Pfarrerverein, Frühjahrstagung	53
Doris Zenns, Brücke f. Christen und Muslime	55
Gottfried Rösch, Wider e. Wahrnehmungsstörung	57
Martin Ost, Liebe Leserin, lieber Leser	59
Matthias Tilgner, GVEE aktuell	70
Bernhard Saueremann, Eine neue Orgel	61
Richard Boeckler, Heiterkeit	62

■ Aussprache

Günther Schramek, Kraftlose Kirche	62
Stefan Merz, Zwang zur neuen Flat?	63
Dr. Werner Hofmann, EKD-Gesetz disponibel	63
Günther Schramek, Zum Konflikt gehören Zwei	64
Heimfried Heller, Opportunismus und Recht	64
Dr. Werner Hofmann, Eine unendliche Geschichte?	64
Marcus Reichel, Bettler als Beruf	65
Dr. Martin Diederich, Wider die Milieugemeinde	66
Daniel Szemerédy, Nur gute Erfahrungen	66
Wilhelm Gericke, Nicht ins KORRESPONDENZBLATT!	68
Gottfried Lindenberg, »Garten Eden« - auch Haiti?	68
Dr. Friedrich Schwinn, Herrlich, vom Paradies zu träumen	69
Dr. Gottlieb Leha, Befreit zum Handeln	70

■ Hinweis

Aus der Pfarrfrauenarbeit, Lesung	59
--------------------------------------	----

■ Ankündigungen

71

klärung zur Rechtfertigungslehre, über die gegenseitige Anerkennung der Taufe und eine große Abteilung über charismatische Bewegungen und Pfingstkirchen. Die Möbel und der Schreibtisch in diesem Büro sind solide und aus gutem Material gefertigt, aber schon ein bisschen abgenutzt, denn – wie gesagt – sie ist schon länger in diesem Geschäft.

1. Blick zurück

Frau Ökumene ist oft auf Reisen, um ihre Aufgabe wahrzunehmen und trifft viele verschiedene Gesprächspartner. Es ist ihr eine Freude an den verschiedenen Gottesdiensten der Mitglieder ihrer Organisation teilzunehmen. Wenn sie dann wieder in ihr Büro kommt, warten zahlreiche Berichte und Anfragen auf sie, die gewürdigt und beantwortet werden wollen. Frau Ökumene hat viel zu tun.

Gelegentlich macht sie deshalb eine Pause, steht auf und tritt auf den Flur vor ihrem Büro. Ein langer, heller Gang mit einer hohen Decke und großen Fenstern tut sich vor ihr auf mit Blick über die Dächer und Türme der Stadt.

In diesem Gang hängen die Bilder von Menschen, die im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende für ihre Organisation bedeutsam waren. Eine sehr lange Reihe von Bildern. Die Galerie fängt mit Darstellungen der Apostel Petrus und Paulus an. Auch der Evangelist Johannes findet sich neben einem Bild der Maria Magdalena. Origenes und Irenäus hängen neben Augustinus, Kyrrill und Method neben einigen Teilnehmern des Konzils von Lyon. Manchmal steht Frau Ökumene auch vor einem Bild von Philipp Melancthon, Georg Cassander oder Gottfried Wilhelm Leibniz. Sie schenkt dem Porträt von Nikolaus Graf von Zinzendorf und den um ihn herum versammelten Pietisten ein freundliches Lächeln, geht an den Teilnehmern der Missionskonferenz von Edinburgh von 1910 vorbei und bleibt kurz vor dem Bildnis von Erzbischof Nathan Söderblom stehen. Der befindet sich in unmittelbarer Nachbarschaft zu einer Reihe von Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel. Ein wenig neben ihm fällt ihr Blick auf ein Bild mit zwei freundschaftlich verbundenen Menschen: Der Märtyrer Dietrich Bonhoeffer und der anglikanische Bischof Bell. Schon in der Nähe zu ihrer Bürotür hängt Willem Adolf Visser 't Hooft und auch Papst Johannes XXIII fehlt in dieser Reihe nicht. Auch nicht die syrisch-orthodoxe Inderin Sarah Chakko, die erste weibliche

Präsidentin des Ökumenischen Rates der Kirchen. Ein wenig Stolz steigt in der Brust von Frau Ökumene auf, wenn sie daran denkt, welche wichtige Impulse von ihrer eigenen anglikanischen Kirche für die Ökumene ausgegangen sind.

In der Galerie befinden sich aber nicht nur Porträts. Zwischen ihnen und um sie herum sind ganze Gruppen von Menschen abgebildet. Ein altes vergilbtes Photo zeigt Missionare der Herrnhuter Brüdergemeinde unter grönländischen Eskimos. Man sieht afrikanische Frauen, die ein Theater zur Aidsprävention in Dörfern und kleinen Städten proben, der christliche Verein junger Menschen belegt mit Gruppen fröhlicher junger Männer und Frauen einige Plätze und auf einem Bild ist die gemeinsame Ordination einer tansanischen und einer deutschen Pfarrerin in Tansania zu sehen. Ein chinesischer Bibelkreis lächelt freundlich aus einem Rahmen und befindet sich in der Nachbarschaft zu katholischen Nonnen, die ein Kinderkrankenhaus in Nordafrika betreiben.

Frau Ökumene betrachtet die vielen Bilder mit großem Wohlwollen. Wenn sie gelegentlich entnervt von einer Reise zurückkommt, bei der sie fruchtlose Verhandlungen erleben musste, hilft ihr dieser Gang mit seiner Galerie ganz oft zu einem schwingvollen Neuanfang am nächsten Morgen.

Zurück in ihrem Büro bleibt sie ebenfalls mit einem gewissen Wohlgefallen vor dem Wandregal stehen, das mit vielen Bänden akademischer Aufsätze gefüllt ist. Die Professoren an den Universitäten, die verstehen sich seit vielen Jahrzehnten wirklich gut. Und wenn es Meinungsverschiedenheiten gibt, so wird daraus ein interessantes Seminar. Die akademische Welt hat sich gewandelt vom Ort erbitterter Streitigkeiten hin zum Forum interessanter Diskurse. Es gibt Hochschulen, die von ganzen Konfessionsfamilien betrieben werden und der Austausch von Studenten zwischen den Fakultäten findet in fruchtbarer und bereichernder Weise statt. Dieser Bereich ihrer Organisation ist in hervorragendem Zustand.

Wie überhaupt in manchen Weltgegenden viel Frieden eingekehrt ist. Frau Ökumene erinnert sich an ihre letzte Reise nach Deutschland. Vorher hatte sie etwas Akteneinsicht genommen und einen Bericht ihres Vorgängers über den Stand der Dinge kurz nach dem zweiten Weltkrieg gelesen. Was für Verwerfungen gab es damals. In manchen Landstrichen dachte man gar,

die Mitglieder einer anderen Konfession würden kleine Hörnchen auf ihrem Kopf tragen. Inzwischen wirken dort Christinnen und Christen verschiedener Tradition segensreich zusammen. Ökumenische Bestrebungen haben der Menschlichkeit und dem guten Zusammenleben gedient. Die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre und die gegenseitige Anerkennung der Taufe wurden in diesem Land unterzeichnet. An manchen Orten ist es fast gar nicht mehr nötig, dass die Hilfs- und Bildungsorganisation von Frau Ökumene Material oder Gesandte in die Gemeinden schickt, denn die Menschen freuen sich das ganze Jahr über auf ökumenische Pfarrfeste und den Weltgebetstag und organisieren ihre Ökumene selbst. Manchmal denkt sich Frau Ökumene aber auch, dass es vielleicht nicht nur an dem größeren gemeinsamen Verständnis für einander liegt, sondern daran, dass sich in Deutschland immer weniger Menschen überhaupt an eine Kirche gebunden fühlen und es deshalb weniger Grund zum Konflikt gibt.

2. Blick ins gegenwärtige Geschehen

Gerade hat Frau Ökumene wieder eine Rundreise durch wichtige christliche Kirchen der Welt hinter sich. Sie brachte zahlreiche Eindrücke von der Lage der christlichen Gemeinden und der vielen engagierten Frauen und Männer in der ganzen Welt mit.

Sorgenvoll betrachtet sie die steigende Armut. Eine Milliarde hungernder Menschen in einer von immer rasanteren Wirtschaftsprozessen bestimmten Welt stellen die Kirchen vor große Aufgaben. Nur gemeinsam können sie hier ihre Stimme erheben und für die Armen und Schwachen eintreten.

Wenn sie an Afrika, den Kontinent ihrer Herkunft denkt, muss sie die Stirn runzeln. Auch dort sind kirchliche Einrichtungen Orte der Hoffnung. Gottesdienste werden von sehr vielen Menschen als Quelle der Ermutigung und Wegweisung für den Alltag aufgesucht, Musik und Tanz sprechen von der Freude am Glauben.

Der Umgang mit Aids allerdings ist von tiefen ideologischen und kirchlichen Gräben geprägt, was ihr große Sorgen bereitet. Dennoch bemüht sie sich in den entsprechenden Gremien um Gelder für die Weiterfinanzierung von Hilfs- und Bildungsprogrammen und unterstützt die Ausbildung von Pfarrern und Evangelisten.

Das Herz von Frau Ökumene blutet, wenn sie an die Kirchen in großen Anfechtungen denkt. Sie leidet mit der Familie jedes einzelnen koptischen Christen, der nach der Weihnachtsmesse in Ägypten getötet wurde. Sie betrachtet mit tiefer Sorge die Ausschreitungen in Nigeria zwischen Muslimen und Christen. Bei ihrem Aufenthalt dort wohnte sie einem mühseligen Treffen zwischen Christen und Muslimen aus benachbarten Dörfern bei. Erst nach langem Ringen und zähen Verhandlungen konnten Regeln für das friedliche Zusammenleben gefunden werden. Bei dem anschließenden gemeinsamen Essen allerdings wurde die Stimmung etwas wärmer und versöhnlicher. Schon oft tauschte sie sich mit dem Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel darüber aus, wie dieser am besten mit der türkischen Obrigkeit verhandeln könnte. Hier hofft Frau Ökumene darauf, dass die Türkei sich Europa annähert und der Religionsfreiheit größeren Stellenwert beimisst. Sie möchte nicht mehr an Beerdigungen teilnehmen müssen wie an der des in der Türkei ermordeten christlichen Verlagsleiters.

Auf ihrer Reise durch die verschiedenen Weltgegenden sah sie in einigen Regionen Kirchen in scharfer Konkurrenz miteinander. In Südamerika wurde sie erst durch die tiefgläubigen und mitreißenden Gesänge einer Pfingstgemeinde in den Slums von Rio de Janeiro bewegt. Zungenreden in der Kraft des Heiligen Geistes, Heilungs- und Segnungsfeier und eine Predigt, die in feurigen Worten zur Bekehrung aufrief, brachten Frau Ökumene in eine zuversichtliche Stimmung. Nachdenklich machte sie aber, dass der Pastor in seiner Predigt so sprach, als müsste Brasilien jetzt zum ersten Mal richtig bekehrt werden. So ähnlich war es ihr auch in Chicago ergangen. Dort war sie in einer Mega-Church freundlich aufgenommen worden. Man hatte sie als Gast im Gottesdienst sogar namentlich begrüßt. Interessiert hatte sich aber eigentlich niemand so recht für sie. Auch hier waren Menschen am Werk, die die Welt bekehren wollten, ohne so recht darauf zu schauen, dass es um sie herum vielleicht auch schon andere Christen gab. Richtig betrübt war Frau Ökumene aber als sie tief in Sibirien einer kleinen Mennonitengemeinde begegnete, die sich

auf die Auswanderung nach Deutschland vorbereitete, weil der Druck durch die Umgebung und auch durch die große Schwesterkirche einfach zu stark geworden war. Kirchen, die nicht im Wettstreit von gegenseitigem Respekt und Nächstenliebe, sondern in destruktiver Konkurrenz zu einander stehen, sind für Frau Ökumene ein großes und schweres Problem, das ihre Amtsführung überschattet. Umso mehr freut sie sich über weltweite gute Kooperationen. Über ein gemeinsames Obdachlosenprojekt in Sankt Petersburg von orthodoxer und evangelischer Kirche ebenso wie über die vielfältige Kooperation von Diakonie und Caritas in Deutschland und die Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen. Ganz gespannt ist sie auf den Ökumenischen Kirchentag in München. Eine Delegation ihrer Organisation berichtete ihr vor einigen Wochen mit Begeisterung, welche vielfältigen Vorbereitungen auf den Weg gebracht wurden. Die Delegation – überwiegend jüngere Mitarbeiter – planten sogar von Berlin aus im Vorfeld des Kirchentages an der ökumenischen Pilger-Radtour nach München teilzunehmen.

Mitgliederversammlung und Versammlung der Vertrauenspfarrerinnen und -pfarrer

des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern
Montag/Dienstag, 26./27. April 2010 in der Evang. Tagungsstätte Wildbad in Rothenburg o.d.T.

Montag, 26. April	Dienstag, 27. April
10.00 Uhr Begrüßung, Andacht: Cornelia Meinhard	9.00 Uhr Andacht: Raimund Pretzer
10.30 Uhr Thema: »TheologIn – PredigerIn – ManagerIn – Mädchen für alles?« Überlegungen zu Grundlegendem und zur Zukunft des Pfarrerbildes Referentin: Prof. Uta Pohl-Patalong, Aussprache	9.15 Uhr Vorstandsbericht Aussprache
12.30 Uhr Mittagessen	12.00 Uhr Mittagessen anschließend Ende der Veranstaltung
14.00 Uhr Podiumsgespräch zum Tagungsthema mit Dr. Daniel Meier, Dr. Bernhard Petry, Prof. U. Pohl-Patalong, OKR Helmut Völkel, Raimund Pretzer u.a.	gez. Klaus Weber, 1. Vorsitzender gez. Corinna Hektor, 2. Vorsitzende
17.00 Uhr Abendgebet mit Abendmahl in der St. Jakobskirche, Rothenburg	Alle Mitglieder sind herzlich eingeladen. Aus organisatorischen Gründen ist aber eine Anmeldung erforderlich!
19.00 Uhr Buffet und gemütliches Beisammensein	

Frau Ökumene ist ganz angetan davon, dass ihr Name in der Bezeichnung des Kirchentages vorkommt. »Ökumenischer Kirchentag«, nicht schlecht. Sie hofft, dass ihre Organisation auch genügend Raum bekommt bei diesem Großereignis, dass es nicht zu strengen Maßregelungen für Menschen kommt, die ökumenisch besonders viel, vielleicht zu viel, wagen wie bei dem letzten derartigen Treffen in Berlin.

Überhaupt, manchmal beseufzt Frau Ökumene den Umgang der Mitglieder ihrer Organisation miteinander. Nicht einmal als richtige Kirchen wollen sie sich gegenseitig anerkennen. Auch was sich zwischen ihrer eigenen anglikanischen Kirche und der römisch-katholischen Kirche abgespielt hat, erfüllt sie eher mit Unbehagen. Viele ihrer Mitglieder werfen sich gegenseitig moralische Schwäche und ethische Fehlurteile vor. Die Ämter führen die verschiedenen Mitglieder ins Feld und ihre geteilten Auffassungen darüber, wie mit der Quelle des Glaubens in Kontakt zu bleiben ist. Mehr über die Tradition und die Abfolge von Amtsträgern, mehr über die Gemeinschaft der Bischöfe oder mehr über das Wort Gottes und die Sakramente. Sie glauben sich scharf gegeneinander profilieren zu müssen. Manchmal sind sie geradezu respektlos zu den gegenseitigen Repräsentanten.

Und ja, wenn sie gerade über diese letzten Punkt nachdenkt, Frau Ökumene ist auch durchaus ansprechbar darauf, wie die Frauen in den jeweiligen Kirchen geachtet werden. Mit Betrübnis erinnert sie sich an einen Kongress zum Thema Menschenrechte in Nürnberg. Eine pakistanische Anwältin brachte entschieden den Standpunkt vor, dass alle Religionen zur Unterdrückung der Frau beitragen und sie deshalb in ihrer Arbeit als Menschenrechtsanwältin keine Kooperation mit Vertretern von Religionen anstrebt. Frau Ökumene war von der Frage bewegt, warum es nicht einmal die Mitglieder ihrer Organisation schafften, hier eine eindeutige Position einzunehmen, aber niemand mehr fand sich zu einer Diskussion bereit.

Überhaupt liest Frau Ökumene zunehmend besorgt die europäischen Zeitungen. Dort wird oft nicht mehr differenziert. Religion gerät generell in den Verdacht, nicht dem Leben zu dienen, sondern Krieg und Fundamentalismus auf allen Seiten zu befördern.

Ein Grund dafür mag sein, dass in ihrer Organisation und bei deren Mitgliedern gelegentlich auch Faktoren eine Rolle

spielen, die mit den eigentlichen Zielen wenig zu tun haben: Die Frage nach Macht, nach Einfluss in der Politik des jeweiligen Landes, alte Traditionen, die mit christlichem Glauben wenig zu tun haben, aber schon immer da gewesen sind, Nationalismus oder die Frage nach dem Zeitgeist. Schon in ihrer Doktorarbeit hatte Frau Ökumene sich mit diesem Themenkomplex beschäftigt.

3. Ausblick in die Zukunft.

Im Übrigen muss Frau Ökumene sich auf die Zusammenkunft in der nächsten Woche vorbereiten. Wieder einmal steht die Frage nach der grundsätzlichen Ausrichtung der Organisation auf der Tagesordnung.

Unter den Angehörigen der Organisation herrscht darüber große Uneinigkeit. Verschiedene Modelle werden diskutiert. Die eigenen anglikanischen Glaubensgeschwister, Altkatholiken, römische Katholiken und Orthodoxe vertreten das »katholischen Modell«. Dort wird die Einheit durch die konziliare Gemeinschaft der Bischöfe in apostolischer Sukzession repräsentiert, wobei in der römisch-katholischen Kirche dazu noch die besondere Gemeinschaft mit dem Bischof von Rom, dem Papst, hinzukommt.

Die lutherischen Repräsentanten, unierete und reformierte Kirchen und die Methodisten vertreten das »reformatorische Modell«. Nach diesem Modell reicht es zur Einheit der Kirche, dass das Evangelium einmütig verkündigt wird und die Sakramente dem Wort Gottes gemäß gereicht werden (CA VII).

Die Delegation von Baptisten, Evangelischer Allianz, freien evangelischen Gemeinden und Mennoniten bevorzugen hingegen das »kongregationalistische Modell«. Sie meinen, dass die Einheit der Christen sich in der inneren Übereinstimmung der Gläubigen in den Grundfragen des Glaubens und der Zusammenarbeit darstellt¹.

Es wird wieder eine große Runde anstrengender Gespräche geben. Gut, dass man sich wenigstens darauf verständigen konnte, gemeinsam Hilfsgüter und Geld nach Haiti zu schicken.

4. Begegnung mit Frau Weisheit

Oft droht Frau Ökumene etwas zu ermüden. Nicht einmal mehr die Bildergalerie im langen Flur vor ihrem Büro kann

sie dann aufmuntern, auch nicht ihr Sekretär, der ihr ein Heft mit Anregungen zur Feier des 10jährigen Bestehens der gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre vorlegt.

Dann verlässt sie ihr Büro mit den vielen Büchern, geht den Gang entlang, vorbei an allen Vorgängern, Impulsgebern, an Gruppenbildern und Projektbeschreibungen und betritt einen ganz anderen Raum.

Sie setzt sich und wartet bis jemand zu ihr kommt. Zuerst eine überaus schöne Gestalt, gedankenvoll, einzigartig, heilig, zart, beweglich, unbefleckt, klar, unverletzlich, das Gute liebend, scharf, nicht zu hemmen, wohlwärtig, menschenfreundlich und alle Geister durchdringend, die denkenden reinen und zartesten. Frau Ökumene spürt in dieser Gestalt den Hauch der Kraft Gottes. Sie weiß, dass die Weisheit von Geschlecht zu Geschlecht in heilige Seelen eingetreten ist und Freunde Gottes und Propheten geschaffen hat².

Frau Ökumene weiß auch, dass das nur Vorankündigungen, Vor-Bilder sind für das Kommen von Gottes Weisheit in seinem Sohn. Dahinein versenkt sich Frau Ökumene, wenn sie müde und kraftlos zu werden droht. In Jesus Christus, den Gekreuzigten, den Gott für alle Mitglieder ihrer Organisation zur Weisheit gemacht hat, zur Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung³.

Und sie sieht, dass ihre Organisation und deren viele und auch auseinanderstrebende, miteinander kooperierende, gegeneinander um Macht und Einfluss ringende Mitglieder die sichtbare Einheit nicht zuerst als menschliches Werk machen können. Viel zu schwach sind all diese durchaus lobenswerten menschlichen Bemühungen.

Vielmehr steht ihr an diesem Ort der Grund der Verbundenheit aller ihrer Mitglieder klar vor Augen. »Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid zu einer Hoffnung eurer Berufung; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe; ein Gott und Vater aller, der da ist über allen und durch alle und in allen«⁴.

Dann erkennt Frau Ökumene: Gottes Weisheit hat uns schon Einheit geschenkt, im Bekenntnis zu Jesus Christus, im gemeinsamen Glauben und in der einen Taufe. Sie atmet auf.

Dafür – so ist sich Frau Ökumene ganz sicher und so legt es Gottes Weisheit in ihr Herz – können alle Angehörigen

¹ Vgl. die Meldung auf der Homepage der Aek Deutschland unter »Glaube und Theologie«: Landesbischof Weber zu unterschiedlichen Auffassungen über die Einheit der Kirchen.

² Vgl. Weisheit 7,22ff.

³ Vgl. 1. Korinther 1,30.

⁴ Vgl. Epheser 4,4-6.

ihrer Organisation gemeinsam Gott loben. So kann ihre vielfältige und weitverzweigte Organisation, die weltweite Christenheit, sich auf den Weg machen zu einer Ökumene, die der Verschiedenheit Raum gibt und auf die Kraft der Einheit vertraut. Gegenseitiger Respekt und Freude an der Gemeinschaft rücken damit in den Vordergrund. Das wird sie bei dem kommenden Treffen betonen. Diese Begegnung in dem anderen Raum ermutigt Frau Ökumene. Wenn sie sich dann wieder an die Arbeit macht, erinnert sie sich daran, dass neulich gerade dieses Thema im Rahmen von Gesprächen mit ihrer anglikanischen Kirche verhandelt wurde⁵.

5 Vgl. Wolfgang Huber, Ökumenische Aufgaben am Beginn des 21. Jahrhunderts, Rede im Nikean Club des Erzbischofs von Canterbury, Lambeth Palace, London: »Die Einheit der Kirchen muss nicht neu erfunden werden. Diese Einheit

So schaut Frau Ökumene freundlich zu uns herüber, winkt uns ein wenig zu, geht aus dem anderen Raum wieder in ihr Büro über den Dächern und Türmen einer europäischen Stadt und überlässt uns unseren Gedanken und Diskussionen sowie der Vorbereitung auf den Ökumenischen Kirchentag 2010.

Dr. Edda Weise,
Dekanin in Passau

Überarbeitete Fassung des Impulsvortrags für den ökumenischen Studientag im Kloster Niederaltaich am 23.1.2010.

ist der Grund, auf dem wir stehen. Dieser Perspektivwechsel ist der entscheidende Schritt der ökumenischen Neuorientierung, die wir nach meiner Überzeugung heute brauchen. Er wird uns dabei helfen, in unserer Vielfalt nicht eine Bedrohung der Einheit, sondern deren Ausdruck zu sehen.«

Brücke für Christen und Muslime

Die Muslimin Gülsan Boz zitiert gerne das türkische Sprichwort: *Bir elin nesi var, iki elin sesi var*, was sinngemäß bedeutet: *Mit einer Hand alleine kann man nicht klatschen*. Sie sagt: »Um das Miteinander zu fördern und zu zeigen, wie es bei uns in der BRÜCKE-KÖPRÜ funktioniert, halte ich es für sehr sinnvoll, gemeinsam mit ChristInnen als Brückenteam aufzutreten.«

Gülsan Boz lebt seit 20 Jahren hier in Deutschland, sie hat drei Kinder und nach ihrem Lehramtstudium in der Türkei hat sie inzwischen auch hier in Deutschland ihr Studium zur Sozialpädagogin (FH) erfolgreich abgeschlossen. Sie kam damals der Liebe wegen, als türkische »Importbraut« nach Nürnberg.

Sie erzählt: »Nachdem wir geheiratet hatten und ich mein Studium abgeschlossen hatte, kam ich also nach Deutschland und da ging es mir erst einmal schlecht. Ich hatte mehr Offenheit erwartet. Ich hatte schon in der Türkei Deutsch gelernt, doch nun hatte ich nur mit der Familie meines Mannes zu tun und wir hatten nur Kontakte zu deren wiederum türkischen Freunden und Bekannten. Die meiste Zeit verbrachte ich im Haus und beschäftigte mich mit Hausarbeiten, las viel und schaute Fernsehen – alles in meiner Muttersprache. Bald fand ich diese Art, in Deutschland zu leben, normal. Doch nie habe ich aufgehört, Kontakte nach

»außen« zu suchen. Weil ich die deutsche Sprache einüben wollte, habe ich vier Monate lang einen Kurs besucht und begann dadurch auch, Kontakte außerhalb der türkischen Gemeinschaft aufzubauen.«¹

Ähnlich wie viele andere Migrantinnen auch fing sie hier trotz ihrer Hochschulbildung erst einmal als Reinigungskraft an, später arbeitete sie in verschiedenen sozialen Einrichtungen als Kinderbetreuerin, bevor sie sich nach der Geburt ihrer zwei Töchter noch einmal für das Studium der Sozialpädagogik entschied. Heute gibt Gülsan bei einem Bildungsträger in Nürnberg Integrationskurse und ist die erste angestellte muslimische Mitarbeiterin im Begegnungszentrum BRÜCKE – KÖPRÜ.

Die BRÜCKE, das Begegnungszentrum für Christen und Muslime der Evangelischen Landeskirche Bayern unter Trägerschaft des evang.-luth. Dekanats Nürnberg, besteht seit 1993 im multikulturellen Stadtteil Gostenhof in Nürnberg. Männer und Frauen, Christen und Muslime, Deutsche und Menschen aus vielen verschiedenen Ländern, unterschiedlichster religiöser Prägung und Altersgruppen begegnen sich bei den

1 Die Zitate der Brückenmenschen stammen aus dem Buch: *Wir sind Brückenmenschen. Wie sich Christen und Muslime begegnen. Biografische Notizen*. Hrsg. von Hans-Martin Gloël. Neuedtelsau 2007

verschiedenen Angeboten und Veranstaltungen der BRÜCKE². In Deutschland leben ca. vier Millionen Muslime, die meisten mit Migrationshintergrund. Die größte Gruppe bilden die türkischen Muslime (ca. 63%), gefolgt von Muslimen aus Südosteuropa und dem Nahen Osten (ca. 8,1%)³. Viele von ihnen kamen als Arbeitsmigranten oder durch Krieg und Vertreibung nach Deutschland. Ihr Leben ist von vielen Unsicherheiten und Herausforderungen geprägt, sei es der ungesicherte Aufenthaltsstatus, die eigene berufliche Integration oder die schulische Integration ihrer Kinder. Obwohl auf politischer Ebene seit kurzem behauptet wird, der Islam sei ein fester Bestandteil in Deutschland, gibt es vor Ort kaum positive Alltagsbegegnungen zwischen Christen und Muslimen, die Lebenswelten sind sehr unterschiedlich und das Verhältnis ist eher geprägt von gegenseitigen Vorurteilen, Halbwissen und Ängsten. Viele deutsche Besucher(gruppen) treffen in der BRÜCKE zum ersten Mal auf einen »rechten« Muslim, eine »lebendige« Muslimin. In der BRÜCKE treffen sich dann Menschen, Christen und Muslime, die sich im Alltag oft nicht begegnen würden. Bei unseren Veranstaltungen sitzt die deutsche Lehrerin im Ruhestand, neben der irakischen Akademikerin und Hausfrau und der junge Student diskutiert mit dem Schichtarbeiter.

So trifft die Muslimin Gülsan die engagierte Christin Magrit, eine Köchin, die schon seit vielen Jahren in die BRÜCKE kommt. Begegnungen mit Menschen anderer Konfessionen oder auch anderer Glaubens erlebe sie positiv, sagt Magrit. Es sei ihr wichtig, sachlich und freundlich zu bleiben, auch wenn man sich längst nicht in allem einig sei. »Ich erfahre dabei immer wieder, wie gut wir miteinander auskommen können, obwohl Gott uns so verschieden geschaffen hat und Verschiedenes glauben lässt.«

Neben ihrer regelmäßigen Teilnahme bei verschiedenen BRÜCKE-Veranstaltungen haben sich die beiden zusammen mit anderen Engagierten an Seminartagen zu christlich-muslimischen Brückenteams ausbilden lassen, d.h. sie haben sich mit ihrer eigenen Person und Religion auseinander gesetzt, in Übun-

2 Einen Überblick über unsere Angebote finden sie auf unserer homepage: www.brueckeuernberg.de

3 Aus der Studie: »Muslimisches Leben in Deutschland«, Bundesamt für Migration und Flüchtlinge/Deutsche Islamkonferenz 2009

gen ihre interkulturellen- und -religiösen Kompetenz erweitert, Methoden der Erwachsenenbildung gelernt und an ihrem Auftreten und ihrer Rhetorik geübt. Heute sind sie Multiplikatorinnen und gehen gemeinsam als Brückenteams auf Anfragen zu Gruppen und Kreisen vor Ort und berichten von ihrem Leben, ihren Erfahrungen in der BRÜCKE und den Chancen und Schwierigkeiten der interreligiösen Begegnung. Als sie in einer christlichen Gemeinde begeistert von ihrem friedlichen und bereichernden Austausch im Bibel-Koran-Kreis erzählten, konnten das die deutschen Zuhörer nicht glauben. »Wie könnt ihr friedlich und konstruktiv miteinander diskutieren, wenn die Unterschiede und Ausgangsvoraussetzungen so verschieden sind?« fragten sie. Für Christen sei Jesus Gottes Sohn, für Muslime jedoch nur ein Prophet. Gülsan lud sie daraufhin spontan ein, das Miteinander und Diskutieren in der BRÜCKE selbst zu erleben. Beim nächsten Bibel-Koran-Kreis mussten dann zwei weitere Tische dazugestellt werden und während der Tee im Samowar brodelte sprachen Christen und Muslime über das Beten – jeder in der Gruppe hatte etwas zu sagen. Auf diese erste, arrangierte Begegnung folgten viele weitere. Gülsan kam als einzige Muslimin – in Begleitung ihrer christlichen Freundin – in eine deutsch-christliche Gruppe. Für viele der christlichen Teilnehmer war sie die erste Muslimin, mit der sie ins Gespräch kommen und Fragen stellen konnten. Oft bleibt es bei diesem einmaligen Kontakt, das Interesse und Informationsbedürfnis vieler deutsch-christlichen Teilnehmer ist damit gestillt. Aber die beiden Frauen erzählten so interessant und ansteckend von ihren Erfahrungen, dass die ganze Gruppe eine Veranstaltung in der BRÜCKE besuchte. Einige von ihnen kommen nun immer wieder zu aktuellen Veranstaltungen, der Kontakt mit Muslimen ist ganz normal geworden, über unterschiedliche Glaubensansichten können auch sie heute offen diskutieren. Adnan Sunbol ist gläubiger und praktizierender Muslim, er engagiert sich im Islamischen Zentrum, einer arabisch-internationalen Moschee in Nürnberg. In den 70er Jahren nach Deutschland gekommen, lebt er heute mit seiner Frau und den Kindern in Nürnberg und arbeitet bei der Deutschen Post. Der sunnitische Muslim aus dem Libanon hat sich sein Wissen über die eigene Religion autodidaktisch über die Jahre erarbeitet. Häufig referiert er aus

muslimischer Perspektive in der BRÜCKE. Er komme gerne zum Bibel-Koran-Kreis, um auf viele Gemeinsamkeiten aufmerksam zu machen, die manche Christen wie auch Muslime ignorieren. »Mein Anliegen ist das Leben nebeneinander, miteinander, füreinander, einander respektieren und akzeptieren.« Zusammen mit dem Informatiker Thomas Düthorn geht er auf Anfrage zu Erwachsenenbildungsveranstaltungen in Kirchengemeinden oder Männerverspern. Gemeinsam halten sie dort exemplarisch ein Bibel-Koran-Gespräch, erzählen von ihren Dialogerfahrungen oder referieren zu gewünschten Themen z. B. Fundamentalismus in Christentum und Islam.

Gefragt nach seinen Erfahrungen erzählt Thomas Düthorn Folgendes: »Gespräche in der BRÜCKE sind manchmal schwierig, erstens, weil Muslime oft mit einer anderen Logik an die Themen herangehen, als ich es gewohnt bin und ich erst sehen muss, wie das Gesagte gemeint und einzuordnen ist, zweitens, weil auch Menschen mitdiskutieren, die von beiden Seiten wenig Hintergrundwissen haben. Drittens fällt es manchen schwer, ihre Argumentation in deutscher Sprache so differenziert zu vermitteln, wie sie möchten. Ich erlebe Veranstaltungen hier auch als Bildungsarbeit: Manche der Themen sind für die Beteiligten ganz neu. Es werden Themen erarbeitet und mit dem Glauben in Verbindung gebracht, die in den eigenen christlichen Gemeinden und/oder Moscheevereinen nicht diskutiert werden. Verschiedene Zugänge zu einem Thema werden hier zusammengetragen oder prallen auch einmal aufeinander. Dadurch erhalte ich neue Perspektiven oder finde gar erst einen Standpunkt.«

Gemeinsam sind sie nun schon seit einiger Zeit als Brückenteam unterwegs. Adnan erzählt aus muslimischer Perspektive, Thomas aus christlicher. Wo der eine nicht weiter weiß, kann der andere manchmal ergänzen. Sie bereiten sich gemeinsam vor und reflektieren hinterher ihre Erfahrungen: Welche Themen wurden angesprochen? Wie war die Gesprächsatmosphäre? Konnten wir unsere Themen und Ziele vermitteln?

Christlich-islamischer Dialog findet immer auf verschiedenen Ebenen⁴ statt und oft stellt man sich darunter religiöse Ebenen des interreligiösen Lernens (Ästhetische Ebene, Beziehungsebene und Gefühlsebene, Kognitive Ebene, Handlungsebene und Spirituelle Ebene) aus Renz/Leimgruber: Christen und Muslime. Was sie verbindet, was sie unterscheidet. München 2004 (Kösel)

öse Gespräche der (überwiegend männlichen) geistlichen Würdenträger vor. In der BRÜCKE findet die von Felix Körner begrifflich eingeführte und geforderte »Laiendiskussion«, der Dialog der »nicht formal-theologisch ausgebildeten Gläubigen« statt.⁵ In unseren Veranstaltungen erzählen sich Gläubige gegenseitig von ihren persönlichen und subjektiven Erfahrungen. Hier begegnen sich Christen und Muslime auf Augenhöhe und beide Seiten sind eingeladen, authentisch von ihrem Glauben zu erzählen. Christliches und muslimisches Zeugnis stehen dann nebeneinander. Der biographische Ansatz lässt Raum für Vielfalt, hier geht es nicht um akademische Theologie oder religionswissenschaftliche Dogmatik. Menschen erzählen von individuellen Glaubens- und Lebenswegen, Stereotypen und Vorurteile werden aufgebrochen. Dadurch wird deutlich: den typischen Muslim, die typische Deutsche oder den Türken, die Christin gibt es nicht.

Biographiearbeit in der interreligiösen Begegnung lebt von der Lust am Erzählen und der Neugierde auf die Lebensgeschichten anderer Menschen. Wichtig ist ein achtsamer und respektvoller Umgang miteinander. Gelingt dies, sind wir mittendrin, unser Leben miteinander zu teilen. Wir reden nicht mehr übereinander, sondern miteinander. Wir haben nicht mehr nur theoretisches Wissen über die fremde Kultur oder Religion, sondern schöpfen aus einem reichen Schatz von erlebtem Begegnungs- und Beziehungswissen.

In der BRÜCKE arbeiten hauptamtlich ein evangelischer Pfarrer, eine evangelische Diakonin und eine türkisch-muslimische Sozialpädagogin zusammen mit über 30 Ehrenamtlichen, davon sind zwei Drittel Frauen und ca. die Hälfte Muslime.

Gemeinsam wollen wir:

- positive, persönliche Begegnungen zwischen Christen und Muslimen ermöglichen
- (inter-) religiöse Sprachfähigkeit und -willigkeit stärken
- Modelle gelingender Kooperation erproben und zur Nachahmung anregen
- für ein friedliches Miteinander zwischen Christen und Muslimen in unserer Gesellschaft,
- für einen echten Dialog des Lebens im Alltag:

Dabei geht es immer um Kompetenzer-

⁵ vgl. Felix Körner: Kirche im Angesicht des Islam. – Theologie des interreligiösen Zeugnisses. Stuttgart 2008.

weiterung durch Begegnung und Perspektivwechsel:

Inter- und innerreligiöse Kompetenz

Durch die Begegnung mit Andersdenkenden und Andersgläubigen beschäftigen sich Menschen mit ihrer Herkunftskultur und ihrem Glauben. Durch die interreligiöse und interkulturelle Begegnung wird die eigene Haltung kritisch hinterfragt und reflektiert. Christen und Muslime werden durch die Begegnung und den Dialog aufgefordert, über ihren eigenen Glauben nachzudenken und zu erzählen.

Bei Begegnungen und Diskussionen wird die innerreligiöse Vielfalt deutlich, und besonders spannend sind oft die innerreligiösen Diskussionen unter Christen oder Muslimen zu einem Thema. Oft gibt es dann inhaltliche Koalitionen über die Grenzen der Religion hinweg wie z. B. bei der Frage der Jungfrauengeburt, wo manche katholische Christin näher an der Position ihrer muslimischen Gesprächspartnerin ist als bei ihrer evangelischen Mitschwester.

Sprachkompetenz

Für den interreligiösen Dialog brauchen wir sprachwillige Christen und sprachfähige Muslime, die sowohl Hintergrundwissen über ihre Religion haben als auch in der Lage sind, dieses auf Deutsch zu

vermitteln. Christen sehen sich dabei in einer zunehmend säkularer werdenden Gesellschaft herausgefordert, über ihren Glauben nachzudenken und zu sprechen⁶ und für viele Muslime sind die Diskussionsveranstaltungen neben der inhaltlichen Auseinandersetzung auch immer eine Form von Sprachkurs, oft liegen dabei die Bibel und der Koran in zwei Sprachen auf dem Tisch und unbekannte Wörter werden kurz im Wörterbuch nachgeschlagen.

Interkulturelle Kompetenz und Ambiguitätstoleranz

Die BRÜCKE ist ein Experimentierfeld

6 Anregung zur Auseinandersetzung und Selbstvergewisserung: Christsein angesichts des Islam. Ein Glaubenskurs. Herausgegeben vom Evangelischen Missionswerk in Deutschland (EMW). Hamburg 2009. Zu beziehen über service@emw-d.de auf Spendenbasis.

zur Erprobung von interkulturellen und -religiösen Konzepten und Kommunikationsformen. Im geschützten Rahmen kann eine gemeinsame Gesprächs- und Konfliktkultur eingeübt werden, wir freuen uns an den Gemeinsamkeiten, entzweien uns nicht an den Unterschieden und lernen Widersprüche auszuhalten. Die persönlichen Erfahrungen in der BRÜCKE machen deutlich: Auch trotz vieler Unterschiede ist ein friedliches und konstruktives Miteinander von Christen und Muslimen möglich.

Doris Zenns, evangelische Diakonin und Sozialpädagogin (FH), arbeitet seit 2002 in der BRÜCKE – KÖPRÜ.

Kontakt:

Doris Zenns, BRÜCKE – KÖPRÜ,
Leonhardstraße 13, 90443 Nürnberg,
doris.zenns@bruecke-nuernberg.de

Wider eine Wahrnehmungsstörung

*»Es gibt keinen größeren Schaden in der Christenheit, als Kinder zu vernachlässigen.«
(Martin Luther)*

Warum die Deutsche Evangelische Kirche die Notlage ihrer Kinder übersieht

Landesbischof Dr. Johannes Friedrich gibt auf der Synode seinen Bericht zum Jahresthema »Kinder«. Mit Interesse habe ich ihn in den nachrichten 12/09 gelesen. Es geht um nachhaltiges kirchliches Arbeiten, inspirierend und ermutigend.

Er betont zu Recht die Besonderheiten von Migrantenfamilien. Wie oft üblich, unterscheidet auch er sie dann von deutschen Familien, indem er wiedergibt, »dass Kinder von Einwanderern in Deutschland wesentlich schlechtere Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben als junge Leute deutscher Eltern.«

Sie finden den Satz gut und richtig? Dieser selbstverständlich klingende Satz ignoriert den Großteil meiner Gemeinde! Er drückt eine gängige und für die evangelische Kirche gefährliche Wahrnehmungsstörung aus. Denn er unterscheidet: Entweder Einwanderer oder deutsch! Menschen, die deutsch sind und Migranten, kommen da nicht vor. So wie das manchmal bei der Gender-Frage gilt: Entweder Frau, oder erfolgreich. Frauen sind eben weniger erfolgreich, oder? Deutsche haben doch kein

Migrationsproblem, oder?

Würde die gut gemeinte Beobachtung des Bischofs richtig formuliert sein, dann müsste er zwingend folgern: Für die evangelischen Kinder in Bayern braucht es bei Bildungsfragen dringend, mit Priorität, Migrationsunterstützung!

Dies ist aber nicht der Fall, wie der ganze Bericht dann weiter zeigt. Das hat Konsequenzen.

Eine Umfrage beim Religionsunterricht in unserem Gebiet (Deggendorf / Plattling) hat ergeben, dass über 70% der evangelischen Grundschulkinder russlanddeutschen Hintergrund haben (206 russlanddeutsche Kinder, 81 andere), in einigen Klassen über 90%, in anderen nur 30%.

Diese evangelischen, deutschen Kinder mit Migrationshintergrund werden in ihrer besonderen, benachteiligten Situation nicht gesehen.

Eine Katechetin gab mir kürzlich aus ihrer 3./4. Klasse zum Thema Reformation die schöne Frage weiter: »Warum sind wir eigentlich evangelisch? Wir kommen doch aus Russland!« - Zu dieser klaren und grundlegenden Zukunftsfrage unserer Kirche gibt es noch keine ernsthafte Bearbeitung.

Mit der bischöflichen Darstellung wurde die falsche Sichtweise verstärkt, dass es sich bei den Migrantenfamilien um die Fremden handelt, nicht um »uns«.

Aus der Pfarrfrauenarbeit: Lesung »60 Jahre und kein bisschen leise«

20. Juni, 15.00 Uhr bis 17.00 Uhr

Ort: Tagungs- und Gästehaus Stein. Wir laden herzlich ein zu einem Lesungsnachmittag bei Kaffee und Kuchen.

Autorinnen unserer Jubiläumsschrift zum 60-jährigen Bestehen der Pfarrfrauenarbeit in Bayern werden ihre Beiträge vorstellen, musikalisch umrahmt durch Darbietungen von Mitgliedern des Pfarrfrauenteam.

Anmeldungen bis zum 1. Juni 2010
Tel.: 0 9 11 - 68 06 -132 oder per Email an unsere Geschäftsstelle pffrauen@frauenwerk-stein.de.
Hier kann auch weiterhin die Jubiläumsschrift zum Preis von 9,80 Euro bestellt werden.

Man denkt dann vielleicht an deutsch-türkische Familien. Migrationsarbeit ist aber die Arbeit mit den ureigenen evangelischen Kindern. Es sind die evangelischen, deutschen Kinder, die in ihren Entwicklungsmöglichkeiten und Bildungschancen gravierend benachteiligt sind.

Zum Schaden der Christenheit. Die deutschen Migranten haben in ihrer Besonderheit keine Fürsprecher im System, weil »wir« »sie« entweder als die Fremden wahrnehmen, oder als Assimilierte, als Deutsche, die keinen Migrationshintergrund hätten. Anderes ist nicht vorgesehen.

In dieser Dynamik haben sie tatsächlich wenig Grund, evangelisch zu bleiben. So darf man mit seinen Mitgliedern nicht umgehen! Es ist sicher lohnenswert, im Blick zu behalten, wie sich diese fehlende Integration auch auf das Bindungsverhalten auswirkt.

Gerade unserem Bischof unterstelle ich da persönlich ganz sicher keinen kulturellen Rassismus. Umso schärfer zeigt sich damit, wie weit wir gemeinsam von einer ernsthaften Partizipation deutscher Einwanderer mitten in unserer Kirche noch entfernt sind.

Die zuständigen Amts- Entscheidungsträger haben oft wenig Migrationserfahrung. Gerade in der Arbeit mit Kindern sind viele Gemeinden aber deutsche Migrationskirchen – ohne Konzept dafür!

Kirchenleitung hätte hier auf allen Ebenen deutlich zu führen, und nicht mit zu verschleiern.

Konkret:

1. In den religionspädagogischen und theologischen Ausbildungen kommt Migration als Thema immer noch nicht ernsthaft vor. Das halte ich für einen großen Schaden in der Christenheit. Es könnte ein Schwerpunkt Evangelischer Lehrstühle sein.

Migration hat religiöse Konsequenzen, und Migration benötigt besondere Unterstützung. Migration bringt zusätzliches Potential, das gefördert oder zerstört werden kann. Dazu braucht es Ausbildung und Schulung auch des religionspädagogischen Personals! Das geht nur schwer nebenher.

Ich treffe junge Menschen mit großem Horizont. Ich habe auch noch nie so viele Selbstmorde beerdigt wie die letzten zwei Jahre.

Es soll immer noch religionspädagogische Ansätze geben, die inter-

kulturelles Lernen nicht im Zentrum ihres Ansatzes haben.

Dazu würden sich Doktorarbeiten lohnen, grundsätzlich und empirisch, z.B. über die Kindertheologie von russlanddeutschen Kindern. Die haben einiges zu sagen, was anders ist!

Auch russlanddeutsche Erwachsene haben oft eine andere Laien-Theologie, die ich staunend und oft gewinnbringend aufnehme. Das ist nicht nur schrecklich unbedarfter Anti-Semitismus, sondern das sind viele andere Lebensweisen auch! Wo bleiben dazu die Doktorarbeiten, nach 20 Jahren?!

Und auch russische Geschichte hat religiöse Konsequenzen.

Kirchengeschichte bezieht sich auf Reformation und Deutschland, verbunden mit völliger Unkenntnis über die Geschichte der Kinder, deren religiöse Entwicklung in der ELKB begleitet werden soll.

Auch die Versöhnungsarbeit nach dem Überfall auf die Sowjetunion und nach der Zeit des Kalten Krieges gehört in die Mitte der Kirche, auch gerade, was die evangelischen Jugendlichen der Gegenwart betrifft.

2. In Kindergottesdiensten sind russlanddeutsche Kinder oft wenig vertreten – die Eltern wissen nicht, was das ist – woher auch?

Wieso haben wir so wenige Kinderbibeltage oder -wochen mit auch russisch-sprachigen Einladungen? Muss man erst deutsch lernen, bevor man das Evangelium hören darf? Die alltägliche Schärfe dieser Frage zeigt sich bei der Arbeit mit Familien. Wäre es nicht unsere lutherische Aufgabe, den Menschen aufs Maul zu schauen? Baptistische Gemeinden machen oft gute russische Kinderarbeit, nicht als aggressive Konkurrenz zu uns, sondern aus der Not heraus, weil wir es vernachlässigen. Meine Gemeindeglieder lassen sich immer öfters vom dortigen Prediger beerdigen.

Zweisprachige Materialien beim Amt für Gemeindedienst, beim RPZ? Kirchenmusiker, die durch ihre Ausbildung russische Musiktraditionen kennen?

3. Der Bischof spricht auch vom Fachkräftemangel im Erziehungsbereich. Die meisten PfarrerInnen kennen hochqualifizierte Pädago-

ginnen und MusikerInnen, die in Fabriken arbeiten oder in Putzkolonnen, und ehrenamtlich oder privat organisiert Migrantenkinder fördern. Sie gelten in unserem System als nicht qualifiziert – sie wären bei entsprechender Begleitung wesentlich besser qualifiziert, Migrantenkinder auch offiziell zu begleiten, im Vergleich zu bezahltem evangelischem Personal, dass in Bezug auf deutsche Migration überhaupt nicht ausgebildet ist.

Wie steht es da um Teilhabe oder Partizipation? Da könnten Förderprogramme entwickelt werden. Im medizinischen Bereich gibt es Ansätze – weil Kultur- und Sprachkompetenz auch dort oft entscheidend sind – und auch, weil sich dadurch Geld sparen lässt!

Erst recht wäre das im pädagogischen Bereich möglich! Gute Kindergärten machen das.

4. Noch eines: Evangelische Kinder sind in der Bildung stark benachteiligt, auch weil ihre Qualifikation der russischen Sprachkompetenz und der Zweisprachigkeit nicht ausgeschöpft wird, sondern im Gegenteil als Nachteil behandelt wird.

a) Die Verdrängung der Erstsprache führt zu starken Benachteiligungen beim Erlernen der Sprache Deutsch. Die Verdrängung führt zu Erschwernissen in der Sprach- und Persönlichkeitsentwicklung. Wenn dagegen beide Sprachen gefördert werden, haben Kinder und Jugendliche empirisch nachweisbar wesentlich höhere Chancen, ihre Potentiale zu leben, auch ihre schulischen.

b) Wer den schulischen Bildungsweg in Bayern gehen möchte, lernt am G8-Gymnasium als 11-Jährige/r dann meist Englisch – und in der 6. Klasse mit 12 Jahren die vierte Sprache. Diesen Weg kann man evangelischen russischsprachigen Kindern nur in Ausnahmefällen empfehlen. Russlanddeutsche TheologInnen werden wir in diesem System kaum bekommen. Wäre es nicht eine Aufgabe der ELKB, sich dafür einzusetzen, dass ihre Kinder mit ihren Qualifikationen im öffentlichen System besser anerkannt und gefördert werden sollen? Warum nicht Russisch als zweite Fremdsprache an Gymnasien als Selbstverständlichkeit?

Es schließt sich hier der Kreis: Die Unterstützung der Kinder wäre nur möglich, wenn die ELKB es überhaupt erst aktiv wahrnimmt, dass »Migration« nicht die anderen sind, sondern sie in ihrem eigenen, deutschen Kern trifft. Wir sind in vielem da schon mittendrin, vieles gelingt gut. Aber in vielem sind wir erst am Anfang.

*Gottfried Rösch,
Pfarrer in Deggendorf*

Im neuen Jahr konnte der GVEE-Landesvorstand in seiner ersten Sitzung am 30. Januar 2010 Dr. Ulrich Schwab, Inhaber des Lehrstuhls für Praktische Theologie mit Schwerpunkt Religionspädagogik an der LMU München begrüßen, der einen Vortrag zum Thema »Werte bei Jugendlichen aus religionspädagogischer Sicht« hielt.

Ausgangspunkt seiner Darstellungen waren die beiden grundlegenden Fragen, welche Werte wir in unserer Gesellschaft brauchen, um gut miteinander leben zu können, und was die Schule hierfür tun könne. Da die Wertvorstellungen einer Gesellschaft immer in einen historischen Kontext eingebunden sind, unterliegen sie dem Wandel. So stellten beispielsweise die Selbstverwirklichung und der Einsatz für eine gerechte Gesellschaft Ende der 1960er Jahre gewisse Werte dar. Heute hingegen steht vielfach die Selbstbehauptung und die eigene Karriere im Vordergrund, was an Fernsehshows wie »Deutschland sucht den Superstar« oder »Germany's Next Topmodel« deutlich wird. Trotzdem

oder gerade wegen dieser Verschiebung der Werte lässt sich aber feststellen, dass Freundschaft, Vertrauen, Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit für Jugendliche heute besonders wichtig sind.

Die Vermittlung von Werten geschieht maßgeblich durch die Eltern. Erst in einem gewissen Abstand sind hierfür Großeltern, Freunde und Lehrkräfte bedeutsam. Zudem ist festzustellen, dass Jugendliche weniger durch eigenständige Reflexion, als vielmehr durch soziale Prägung in einem bestimmten Umfeld ihre Wertvorstellungen entwickeln. Dies zeigt, dass eine nachhaltige Werteerziehung auf ein Netz von Identifikationen, auf persönliche Bindungen und Vorbilder angewiesen ist. Weil in unserer pluralen Gesellschaft aber die Zahl der von allen Mitgliedern als allgemeingültig anerkannten Werte abnimmt, ist die Ausbildung der eigenen Identität für Jugendliche mit Schwierigkeiten verbunden. So steht heute bei der Persönlichkeitsbildung nicht mehr die Frage »Was soll ich tun?« im Sinne des richtigen Handelns im Vordergrund, sondern vielmehr lautet die Leitfrage nun »Wie will ich sein?« Der Unterschied zwischen diesen beiden Fragen ist beträchtlich, insbesondere, da es sich im zweiten Fall um die aktive Konstruktion eines Menschenbildes handelt. Dieses steht nicht fest, sondern unterliegt den gerade aktuellen Vorstellungen der Person. Somit ist es wandlungsfähig (vgl. Heiner Keupp, Identitätskonstruktionen: Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, rowohlt's enzyklopädie).

Für uns als evangelische Erzieherinnen und Erzieher steht hier natürlich das biblische Menschenbild im Vordergrund. Demnach ist der Mensch Teil der Schöpfung und von ihr her zu verstehen. Darüber hinaus beinhaltet diese Auffassung vom Menschen die Möglichkeit des Scheiterns, wobei aber die Heilung, die Vervollkommnung des Menschen, möglich ist.

Hieraus ergeben sich aus evangelischer Sicht im Hinblick auf den Einzelnen die Werte, die Würde des Menschen zu achten, sich mündig mit seiner Welt auseinander zu setzen und die eigene Begrenztheit einzusehen. Bezüglich des Zusammenlebens wäre der respektvolle Umgang untereinander, das Füreinander Dasein und die Fähigkeit sich selektiv zu öffnen zu nennen. Hinsichtlich der Gottesbeziehung des Menschen ergeben sich die Werte aus dem biblischen Menschenbild. Diesen sind nach evan-

gelischem Verständnis das Leben und Glauben aus der Rechtfertigung heraus hinzuzufügen.

Hinsichtlich der Frage, was eine wertorientierte Schule für die Wertevermittlung tun kann, wird deutlich, dass sie den bildenden Unterricht in den Vordergrund stellt und den Schülerinnen und Schülern die Werthaltigkeit von Situationen und Entscheidungen vermittelt. Beispielhaft sind hier die Aktion »Werte machen stark« des bayerischen Kultusministeriums oder die Klasse(n)-Klima-Gespräche zu nennen.

Insgesamt bleibt nach Prof. Schwab festzuhalten, dass es »ohne Hilfen« nicht geht. Schülerinnen und Schülern brauchen bei der Ausbildung von Werten Erzieherinnen und Erzieher, die sie als Person wahrnehmen und ihnen Orientierungshilfe anbieten können. Es gilt Gelassenheit und Konfliktbereitschaft zu zeigen, dabei aber »nachvollziehbar« zu bleiben, und nicht zuletzt Zuversicht angesichts unserer immer komplexer werdenden Welt zu vermitteln.

Über die Landesvorstandssitzung hinaus erarbeitet der GVEE eine Stellungnahme zur Ganztagschule und eine weitere zum Thema »inklusives Lernen«.

Außerdem wirft der Ökumenische Kirchentag im Mai in München seine Schatten voraus. Es laufen die Vorbereitungen für den Stand der Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Erzieher in Deutschland e.V. (AEED) auf der Agora, auf dem der GVEE vertreten sein wird. Zudem sind die Vorbereitungen für die Podiumsdiskussion »Reli – ein Fach wie (k)ein anderes? Abschottung von der pluralen Gesellschaft oder Chance für Identität und Dialog?«, an deren Organisation der GVEE beteiligt ist, nahezu abgeschlossen. Andrea Nahles, Marianne Birthler, Weihbischof Ulrich Boom, Dr. Christoph Lehmann, Hamideh Mohagheghi, und Prof. Dr. Werner Ritter werden unter der Leitung von Ulrich Harprath vom Münchner Kirchenradio über die Zukunft des Religionsunterrichts diskutieren. Wir würden uns freuen, Sie an unserem Stand (A5 E33a) oder zur Podiumsdiskussion, die am Donnerstag, den 13. Mai 2010, in der Zeit von 14.00–15.30 Uhr in der großen Aula der Hochschule für Philosophie stattfindet, begrüßen zu dürfen.

*Matthias Tilgner,
Landesvorsitzender*

Eine neue Orgel

Klassisch oder elektronisch?

Wenn ein Orgelsachverständiger einer Kirchengemeinde die Botschaft überbringt, dass die eigene Orgel nicht mehr lange erhalten werden kann, so ist das zunächst ein schwerer Schock. Was kommt da auf uns zu?

Was kostet eine Orgel?

Kann man nicht doch die alte Orgel erhalten?

Diese und viele ähnliche Fragen quälen die Kirchengemeinde und insbesondere den KV.

Als es in unserem Fall klar war, dass ein neues Instrument benötigt wird, da weitere Reparaturen nicht mehr sinnvoll sein würden, war noch keinesfalls entschieden, was passieren würde.

Inzwischen haben wir eine neue Orgel bestellt, die im November 2010 eingebaut werden soll; – Gesamtkosten ca. 145 000 Euro.

Wie kam es dazu?!

Über den Kirchenvorstand gründete sich relativ schnell ein Orgelausschuss, der sich des Themas annahm.

Die erste große Frage war natürlich, in welcher Form in Zukunft in den Gottesdiensten und bei den Kasualien die Musik gestaltet werden sollte.

Nachdem sich schnell herausstellte, dass eine neue Orgel unter 100 000 Euro nicht zu haben ist, wurden verschiedene Alternativen diskutiert. Die Alternativen gingen von »die kaputte Orgel in der Kirche lassen und einfach nicht mehr benutzen« bis hin zur Anschaffung eines elektronischen Instruments. Da sich niemand ernsthaft vorstellen konnte, prinzipiell auf eine Orgel zu verzichten, reduzierte sich das Gespräch schnell auf die Frage: Elektronische Orgel oder ein klassisches Instrument.

Als uns versichert wurde, dass selbst musikalisch geschulte Menschen eine moderne elektronische Orgel akustisch kaum oder gar nicht von einem originalen Instrument unterscheiden können, konnten wir nicht mit dem Klang des Instruments argumentieren. Wir waren gezwungen uns auf andere Punkte zu besinnen.

Was war verantwortlich für die Entscheidung ein klassisches Instrument anzuschaffen?

– *Das Engagement der Ehren- und Hauptamtlichen*

Die meisten Menschen, die auch bereit

sind sich ehrenamtlich für solch ein Projekt zu engagieren, standen auf der Seite eines klassischen Instruments. Dies ist sehr wichtig, da ein solches Projekt nicht ohne solche engagierten Mitarbeiter zu stemmen ist. Eine Entscheidung, die keine Bereitschaft zur Mitarbeit folgen lässt, ist für eine Kirchengemeinde nicht tragbar.

Für eine klassische Orgel lassen sich auch Menschen zur Mitarbeit begeistern, die zuvor noch selten in der Kirchengemeinde aufgetaucht waren.

– *Die Spendenbereitschaft*

Schnell stellte sich heraus, dass die Finanzierung eines Orgelprojekts, das auf keine offiziellen Zuschüsse hoffen darf, eng mit der Liebe vieler Gemeindemitglieder zur Kirchenmusik verbunden ist.

Bei einer Vorabumfrage, waren viele – auch offizielle – Spender bereit größere Summen zu spenden, aber nur für ein klassisches Instrument.

– *Die Kostenfrage*

Die Kosten einer qualitativ hochwertigen elektronischen Orgel belaufen sich einschließlich der Soundanlage auf ca. 35 000 – 50 000 Euro.

Die Differenz zu einer klassischen Orgel ist damit zunächst sehr beträchtlich, Allerdings belaufen sich die Kosten auf die Hauptcomputereinheit auf ca. 10 000 €. Die Herstellerfirmen garantieren zwar eine Vorratshaltung für Ersatzteile und elektronische Bausteine, doch an dieser Stelle herrschte bei uns ein deutliches Misstrauen.

Die Haltbarkeit der Computereinheit und die Reparaturbedingungen erzeugten bei uns die Vorstellung, dass in 10 bis 15 Jahren wieder für die Orgel gesammelt werden muss. Und dies sollte um jeden Preis vermieden werden.

– *Die Organistenfrage*

Im Umland von München ist es nicht ganz einfach einen Organisten zu finden, der bereit ist mit wenigen Stunden pro Woche in einer Kirchengemeinde zu spielen. Ist in der Kirche der Gemeinde eine schöne klassische Orgel vorhanden, lässt sich unserer Meinung nach eher ein Musikstudent oder ein anderer Organist finden (falls die Stelle neu besetzt werden muss), als bei der Option auf einem elektronischen Instrument zu spielen.

Die Angst, dass alle Spendenmittel und alle Energie nach dieser Entscheidung dem Orgelprojekt zufallen und dass damit das weitere Gemeindeleben darunter zu leiden hat, konnten wir bis jetzt nicht feststellen.

Natürlich benötigt dieses Projekt viel Geld und Zeit der Beteiligten. Auf der anderen Seite sind seit dem Start des Orgelprojekts so viele neue Menschen dazugestoßen – bei Orgelrallyes oder Projekttagen, dass dies die Befürchtungen der Projektgegner verstummen.

Dass wir nun schon bei einem Spendenstand von ca. 120 000 Euro angelangt sind, ist vor allem dem unglaublichen Engagement unserer Hauptamtlichen und des Orgelausschusses zu verdanken.

Ohne die vielen Stunden, die ein paar Hauptakteure investieren, ist solch ein Projekt nicht denkbar.

Bernhard Saueremann,
Vertrauensmann des KV Olching

Aussprache

Kraftlose Kirche

zu »Einheitlich und rein« in Nr. 3/10

Sehr geehrter Herr Kollege Münch, von Herzen stimme ich Ihrem Artikel zu, dass ein qualitativ besserer Gottesdienst ganz wesentlich am Inhalt hängt und eine schöne Verpackung alleine sinnlos ist. Dazu bräuchte es in der Tat einen neuen Konsens über die Kerninhalte unseres Glaubens, anstelle Worthüllen zu verwenden (Glaube, Evangelium, Kommunikation des Evangeliums), unter denen sich jeder etwas anderes vorstellt. (Bei »Glaube« geht das bis in die Predigten hinein.)

Ich bezweifle allerdings, ob unsere Kirche die geistliche Kraft hat, einen solchen Konsens anzustreben bzw. zu erreichen.

Sie nennen als erstes das Verständnis des Todes Jesu. Das gerade erschienene »Deutsche Pfarrerblatt« enthält zwei Artikel dazu, von Ulrich Eibach und Klaus-Peter Jörns. Die Autoren legen ihre Hermeneutik offen, dabei zeigt sich: nicht einmal mehr in der Grundlage der evang.-luth Kirche besteht Einigkeit, nämlich dem sola scriptura. Dann natürlich auch nicht mehr in den daraus folgenden Theologien.

Sie nennen als Zweites die Thesen von Claus Petersen. Wer Sich in Theorie und Praxis lediglich auf eine winzige Anzahl von Jesusworten stützt, begibt sich selber ins Abseits, außerhalb der Gemeinschaft der Kirche. Eine Kirche, die diesem Kollegen Gottesdienste in unsern Kirchen feiern lässt, hat wohl kaum die geistliche Kraft zu einem neuen Konsens. (Im übrigen schließe ich mich inhaltlich dazu dem Leserbrief des Kollegen Gotthold Karrer an).

Die Baustellen für einen solchen Konsens benennen Sie klar und deutlich. Wo soll dieses Ringen um Wahrheit in der evangelischen Kirche stattfinden? Sicher gehören Pfarrkonferenzen zu diesen Orten, allerdings beschäftigt sich unsere Kirche auf allen Ebenen mehr mit Fragen zum Stellenplan, zu Finanzen. Das nimmt auch die Kraft zur Klärung theologischer Fragen.

Alles in allem: die Notwendigkeit eines solchen Konsenses bejahe ich, bezweifle aber, ob unsere Kirche die Kraft dazu hat.

*Günther Schramek, Pfr. i. R.
Ötissheim*

Zwang zur neuen Flat?

Vielleicht haben Sie's im Intranet gelesen, es gibt ein Problem mit dem Telefonvertrag, den die Landeskirche geschlossen hat. Er beinhaltet, dass Pfarrämter, die auf den landeskirchlichen Flat-Rate-Telefonvertrag umsteigen (der den alten Businesscall ersetzt), nur T-DSL-Anschlüsse haben dürfen. Das bedeutet, dass ich vor der Wahl stehe, entweder einen ungünstigen Telefonvertrag für unsere Gemeinde abschließen oder meinen privaten Internetanbieter (mit Mailadresse, Homepage...) wechseln zu müssen. Beides erscheint mir nicht wirklich als sinnvolle Lösung. Daher wäre ich dankbar, wenn der Pfarrfrauen und Pfarrerverein in dieser Sache tätig werden könnte. Die Frage ist z.B., ob dieses Problem nur wenige

betrifft, oder doch eine größere Gruppe von Pfarrfrauen und Pfarrern, da wir im Pfarrhaus ja in der Regel auf den pfarramtlichen ISDN-Anschluß der Telekom angewiesen sind. Sollte es sich um Einzelfallprobleme handeln, besteht sicher kein großer Handlungsspielraum. Andernfalls fände ich es allerdings begrüßenswert, wenn auch seitens des Pfarrfrauen- und Pfarrervereins das Gespräch mit den Verantwortlichen der Landeskirche gesucht würde.

*Stefan Merz, Pfarrer,
Daniela Mantel, Pfarrerin
in Wernberg-Köblitz*

EKD-Gesetz disponibel!

Zum EKD Entwurf des Pfarrerdienstgesetzes

Nach § 77 Abs.2 Nr. 5 des EKD Entwurfs eines Pfarrerdienstgesetzes kann die Pfarrerin oder der Pfarrer versetzt werden, wenn eine nachhaltige Störung des Dienstes festgestellt wird. Diese Bestimmung und das geregelte Verfahren ist nahezu identisch mit der nach geltendem Recht möglichen Versetzung »mangels gedeihlichen Wirkens«. Die andere Terminologie ändert daran nichts. Das EKD Recht enthält sogar eine Verschärfung, weil die Möglichkeit der Fortführung des Dienstes auf der bisherigen Stelle während des Verfahrens entfällt.

Nach geltendem Recht ist der Pfarrer oder die Pfarrerin in den Wartestand zu versetzen, wenn die Erhebungen ergeben, dass ein gedeihliches Wirken auf der bisherigen Pfarrstelle nicht mehr gewährleistet ist. Nach dreijähriger Dauer des Wartestandes erfolgt die Versetzung in den Ruhestand. Eine sofortige Versetzung in den Ruhestand erfolgt, wenn auch in einer anderen Gemeinde kein gedeihliches Wirken zu erwarten ist (§§ 87,88 Pfarrergesetz). Der Entwurf des EKD Gesetzes verschärft auch hier die Rechtslage, weil der Pfarrer oder die Pfarrerin bereits nach zwei Jahren in den Ruhestand versetzt wird (§ 89 Abs. 2 des Entwurfs).

Dazu schrieb bereits 1998 Oberlandeskirchenrat Dr. Peter von Tiling, Hannover, in der »Zeitschrift für evangelisches Kirchenrecht« Band 41, S. 55ff. in einem umfangreichen, mit zahlreichen Belegen versehenen Artikel über die Versetzung von Pfarrern folgendes:

»Dass vom Mangel gedeihlichen Wirkens der Weg ohne weiteres in den Ruhestand führen kann, dies überschreitet eine kritische Grenze! Das öffentlich-rechtliche Dienstverhältnis kennt – von bestimmten politischen und kommunalen leitenden Beamten einmal abgesehen – die Abschiebung in den Ruhestand wider Willen vor Erreichen des Ruhestandsalters eigentlich nur im Rahmen eines Disziplinarverfahrens oder bei Dienstunfähigkeit aus gesundheitlichen Gründen. Demgegenüber kann der Pfarrer beim Mangel gedeihlichen Wirkens in den dauernden Ruhestand mit der Folge entsprechend verminderter Bezüge kommen, obwohl er dienstfähig ist und nichts Verkehrtes gemacht hat!« (S. 67)

»Dass ein Beamter deshalb in den Ruhestand kommt, weil es mit ihm schwierig geworden ist, das gibt es beim Staat nicht. Aber man sollte nicht nur nach den Schranken fragen, die etwa das staatliche Recht den kirchlichen Reaktionsmöglichkeiten auf das mangelnde gedeihliche Wirken zieht. Es gibt doch auch im kirchlichen Recht selbst Schranken. Wenigstens das Bekenntnis ist eine solche Schranke, aber auch überkommene Grundprinzipien des kirchlichen Rechts, des gemeinen Kirchenrechts, die eine grundrechtsähnliche Wirkung entfalten. Manche Kirchenleitungen und Synoden gerieren sich so, als hätten die Weimarer Artikel die Kirche nicht nur von staatlicher Bevormundung befreit, sondern die zentralkirchlichen Organe auch in die Position eines absoluten Monarchen gebracht, der im Bereich der eigenen Angelegenheiten alles kann...« (S. 68/69).

Dem ist nichts hinzuzufügen. Aber es gibt einen Lichtblick. Die genannte Bestimmung im EKD Gesetz ist disponibel. Unsere Landeskirche wird sich damit kritisch auseinandersetzen müssen und prüfen, ob in Bayern nicht eine andere Regelung getroffen werden kann.

Auch an anderer Stelle ist der EKD Entwurf kritisch zu hinterfragen. Nach § 77 Abs. 3 können Gemeindepfarrer auch versetzt werden, wenn sie mindestens zehn Jahre in derselben Gemeinde tätig waren und das 60. (!) Lebensjahr noch nicht vollendet haben. Ich nehme an, dass diese Bestimmung die Pfarrerschaft mehr bewegen wird, als Vorschriften, die immer nur wenige berühren.

*Dr. Werner Hofmann,
Oberkirchenrat i.R.,
Gräfelfing*

Zum Konflikt gehören Zwei

zu: *Zur kirchlichen Konfliktkultur*

in Nr. 3/10

Sehr geehrte Frau Oberkirchenrätin Dr. Sicheltschmidt,

ich möchte gerne Ihre kirchenleitende und juristische Sicht auf die Konflikte, die zu »ungedeihlichem Wirken« führen können, um einen Aspekt erweitern.

Ich hatte das Schicksal, mich in eine Gemeinde zu bewerben, in der dieselben Personen im Kirchenvorstand schon mehreren Pfarrern vor mir das Leben schwer gemacht haben, um es freundlich auszudrücken. (Das war natürlich nur ein Teil des Konflikts, aber ein wesentlicher).

Mein Problem ist nun: zu Konflikten, besonders zu verhärteten Konflikten gehören immer zwei Seiten! Notfalls versetzt wird aber nur der Pfarrer, die Pfarrerin. An ihm bleibt der Ruf kleben: »Wegen ungedeihlichen Wirkens versetzt.« Die andere Seite, die Personen aus dem Kirchenvorstand können ungestört weitermachen. Das ist strukturelle Ungerechtigkeit.

Was ich möchte, ist ein Nachdenken, nicht nur die eine Seite zu »bestrafen«, auch wenn das juristisch kein Bestrafen ist, psychologisch läuft es darauf hinaus. Deshalb braucht es auch Maßnahmen auf der anderen Seite. (Umgehung von Personen, Ausschluss aus dem KV und nicht-kandidieren-dürfen eine oder mehrere Perioden o. a.) Wie das menschlich, geistlich und juristisch zu handhaben wäre, dazu haben wir schließlich Kirchenjuristen.

Im Übrigen: Kollegen, die es auf dieses Verfahren ankommen lassen, verstehe ich nicht, zu mindest in unserer Landeskirche. Warum nicht früher wechseln?

Günther Schramek,
Pfr. i. R. Ötisheim

Opportunismus und Recht

zu: *Manövriermasse in Nr. 12/09 und So soll... in Nr. 1/10*

Vorbemerkung: Seit etwa sieben Jahren verfolge ich die Diskussion zu den in den o.g. Artikeln angesprochenen Fragen. Dabei ist mir besonders aufgefallen: Hinter den Verfassernamen steht meistens »i.R.« Warum beteiligen sich so wenige aktive Amtsbrüder und -schwestern an der Diskussion? Geht es ihnen heute auch so wie mir, bevor ich persönlich betroffen war: Dass sie keine Ahnung haben vom tatsächlichen

Sachverhalt? Oder scheuen sie die »Vorgesetzten«? Dabei gibt es doch für einen Pfarrer nur einen Vorgesetzten: Jesus! Und der hat gesagt: »So soll es unter Euch nicht sein!«

Dazu im folgenden ein paar Anmerkungen:

In früheren Zeiten war es normal, dass es in jeder Familie einen »Verdiener« gegeben hat. Bild: Der Dorfschmied hat gelegentlich sein Feuer entfacht und das Pferd, das ihm angeführt wurde, neu beschlagen oder für den Wagen einen neuen Beschlag gefertigt. Sonst hat er mit der ganzen Familie seinen Hof bewirtschaftet. Im Pfarrhof war es damals nicht anders.

Geändert hat es sich erst in den letzten 100 Jahren. Durch die Industrialisierung (bes. im »Wirtschaftswunder«) ist die Entwicklung abgelenkt vom Familienverdienst zum Einzelverdienst, die persönlichen Ansprüche sind gewachsen, die Finanzwirtschaft hat sich darauf eingestellt, indem sie den »Doppelverdienst« zur Normalität geführt hat: ein Einzelverdienst reicht nicht mehr zum Unterhalt einer Familie aus.

In der Kirche ist dieser Weg abgebremst worden. Der Pfarrfrau ist eine eigene Verdienstmöglichkeit verboten. Erst um 1960 haben einzelne Pfarrfrauen durchgesetzt, eigene Arbeitsverhältnisse aufbauen zu können. Die Zeit der Pfründewirtschaft was ja schon lange endgültig vorbei.

Mit dem Wachsen der Gemeinden – Normalgröße früher ein paar hundert, jetzt sehr oft ein paar tausend! – begann man die »Arbeit« eines Pfarrers nach Stunden zu bemessen – seltsamerweise nicht beim 100%-Beschluss für Ehepaare (ein Pfarrer ist immer im Dienst!). Das hat die Schiefelage enorm verstärkt. Aber aus Opportunitätsgründen konnte nichts geändert werden. Dabei war es doch schon immer so, dass die Pfarrfrau nach ihren Möglichkeiten in der Gemeinde mitgearbeitet hat (vor allem im Besuchsdienst, Kindergottesdienst und zur Präsenz im Pfarrhaus, während der Mann unterwegs war). Aber danach wurde ja amtlicherseits nie gefragt.

Und dann wurde auch Opportunem »geltendes Recht«, das zu korrigieren kaum – jetzt durch Gerichtsbeschluss der VELKD? – möglich ist.

An dieser Stelle ein Querverweis auf ein Faktum, an dem besonders deutlich wird, wie aus Opportunem hartes Recht wird: Es begegnet uns häufiger die Anwendung »mangels gedeihlichen Wirkens«: »Gedeihliches Wirken« ist doch

»Wirken des Heiligen Geistes« durch einen Menschen! Lässt sich »Wirken des Heiligen Geistes« juristisch feststellen? Ich glaube nicht. Dann wäre eine solche Feststellung eine grenzenlose Anmaßung von Menschen, die Macht über »Untergebene« ausüben wollen.

Wenn Differenzen zwischen Pfarrer und KV eskalieren, dann ist es opportun, den Pfarrer wegzunehmen, um in der Gemeinde die Ruhe wieder herzustellen. »Denn einen Kirchenvorstand kann man nicht aus der Gemeinde entfernen.« (Grethlein 1975) Die Folge ist, weil ein verantwortungsbewusster Pfarrer sich dagegen wehren wird, dass rigorose Methoden gegen ihn angewandt werden. Die Folgen treffen nicht nur ihn, sondern mehr noch seine Familie, die ganz aus der Bahn einer guten Entwicklung geworfen werden kann. (vgl. noch die drei Fragen in dem Brief von Bruder Mischke und Lang!).

Was könnte hier geschehen? Ich könnte mir folgendes vorstellen (ohne, dass dadurch die Kirchenordnung aus den Fugen gerät): Die kirchenleitenden Organe berufen eine Kommission ein, die feststellt, welche Kirchengesetz oder Gesetzestexte mit dem Sinn der Bibel und dem Wesen der Kirche nicht vereinbar sind. Das Weitere ergibt sich dann von selbst. Bitte nicht vergessen: Es ist wirklich ein Wunder, dass der Herr mit seiner Kirche noch sein Werk treiben will und treibt! Ihm sei Dank!

Heimfried Heller, Pfarrer i.R.,
Illertissen

Eine unendliche Geschichte?

zu: *Der Kirche Tribut...? in Nr. 2/10*

Den Ausführungen von Jochen Teuffel kann man in vielen Passagen zustimmen. Seine Aussage, der genuine Ort der christlichen Gabe sei der Gottesdienst, »wo Menschen im Namen Jesu Christi versammelt sind und freigiebig füreinander eintreten«, ist ja grundsätzlich richtig. Daher haben die Kirchen die Kirchensteuern nie als sakrosankt angesehen. Die Kirchenleitungen haben immer wieder anerkannt, dass ein anderes Finanzierungssystem nicht nur denkbar, sondern erwünscht wäre – sofern es sich verwirklichen ließe.

Die Frage, ob ein Ausstieg aus der Kirchensteuer möglich ist, wurde vor ca. 35 Jahren ernsthaft und ausführlich geprüft und diskutiert. Anlass war die damalige öffentliche Diskussion, die durch

die FDP ausgelöst wurde. Nachdem die Jungdemokraten 1973 gefordert hatten, die Kirchensteuer zu beseitigen, beschloss der Bundesparteitag der FDP am 1. Oktober 1974 Thesen unter der Überschrift »Freie Kirche im freien Staat«. These 5 lautete:

»Die bisherige Kirchensteuer ist durch ein kircheneigenes Beitragssystem zu ersetzen. Es sind mit den Kirchen entsprechende Verhandlungen über die Modalitäten der Überleitung aufzunehmen und ausreichende Fristen vorzusehen.«

Wir haben im Rat der EKD und in den Kirchenleitungen der Landeskirchen diesen Vorgang sehr ernst genommen. Das Medienecho war zwiespältig. Manche gaben zu bedenken, dass ohnehin in absehbarer Zeit das Ende der Volkskirche gekommen sei. Die Lage wurde verschärft durch einen beim Bundesverfassungsgericht anhängigen Prozess über die Frage, ob ein Arbeitgeber verpflichtet sei, bei der Einhebung der Kirchensteuer mitzuwirken.

Wir haben damals in den verschiedensten Gremien geprüft, wie ein kircheneigenes Beitragssystem eingeführt werden könnte. Dabei wurden die Erfahrungen anderer Kirchen ebenso einbezogen wie unsere Erfahrungen mit dem Kirchgeld. Auch Umfrageerhebungen standen zur Verfügung. Da mit dem Wegfall der Kirchensteuer auch die staatlichen Meldedaten nicht mehr für die Kirchen zur Verfügung stehen, musste auch dieser Bereich untersucht werden. Es wurde deutlich, dass vor allem in den größeren Städten aufgrund der Fluktuation es nicht möglich sein wird, eine Kirchengliederdatei zur Verfügung zu haben. Die zusätzliche Erschwerung durch den Datenschutz war noch nicht im Blick. Nach Auswertung aller Materialien kamen wir zu dem einhelligen Ergebnis, dass ein kircheneigenes Finanzierungssystem nur Einnahmen in Höhe von ca. 30 % des bisherigen Kirchensteueraufkommens erbringen würde. Die Gründe sind vielschichtig und können hier nicht näher erläutert werden. Die Folgen wären unabsehbar. Die Kirchen könnten ihre Pfarrer und Pfarrfrauen nicht mehr ausreichend besolden und versorgen und müssten viele der anderen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen entlassen. Erhebliche Teile der kirchlichen Arbeit würden weg brechen. Bei dieser Sachlage kamen alle Beteiligten zu dem Ergebnis, dass in einem überschaubaren Zeitraum auf die Kirchensteuer nicht verzichtet werden kann.

Mit diesem Ergebnis sollte das Thema Kirchensteuer jedoch nicht beendet werden. Die Landeskirchen wurden gebeten, im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit für eine erhöhte Akzeptanz der Kirchensteuer einzutreten. Dazu gehört eine periodisch erscheinende, gute Information über die Verwendung der kirchlichen Einnahmen. Es sollte deutlich werden, dass die Kirchensteuer der Beitrag ist, den die Kirchenglieder für die Arbeit ihrer Kirche erbringen. In den folgenden Jahren haben wir uns allerdings weithin damit beruhigt, dass keine Regierungskoalition eine Änderung der Kirchensteuer in eine Koalitionsvereinbarung aufgenommen hat und das Bundesverfassungsgericht 1977 die Mitwirkung des Arbeitgebers bei der Einhebung der Kirchenlohnsteuer für rechtens erklärte. An dieser Stelle sollten die heute Verantwortlichen ihre Bemühungen verstärken, die Akzeptanz der Kirchensteuer zu sichern. Dabei ist zu bedenken, dass nicht wenige Kirchensteuerzahler der Meinung sind, die Kirchensteuer finanziere einen großen Teil der diakonischen Arbeit. Die Kirche muss deutlich machen, dass die Finanzierung der Diakonie ein sehr komplexer Vorgang ist, aber die verfasste Kirche hinter der Diakonie steht und hilft, wenn diakonische Träger in finanzielle Schwierigkeiten geraten. Des Weiteren muss die Entwicklung der Rechtssetzung in der Europäischen Union sorgfältig beobachtet werden, da noch nicht allgemein anerkannt ist, dass die Kirchenfinanzierung zur Kulturhoheit gehört, die bei den Ländern verbleibt. Schließlich dürfen wir nicht nachlassen, uns um das Spenden- und Stiftungswesen zu bemühen. Nur so können Aufgaben wie z.B. der Bauunterhalt unserer Kirchengebäude bewältigt werden, weil das Kirchensteueraufkommen insbesondere wegen sinkender Kirchenmitgliederzahlen begrenzt sein wird. Hermann von Loewenich schreibt in seinem Buch »Offen und deutlich« zum Thema Kirchensteuer: »Weil wir unsere Verantwortung vor Gott und den Menschen wahrnehmen, wollen wir nicht hinnehmen, dass unsere Einnahmen ins Bodenlose fallen.« Wir können dankbar sein, dass die Kirchensteuer seit über einhundert Jahren die Kirchen in Deutschland finanziell absichert und wir sollten dafür eintreten, dass sich in absehbarer Zeit daran nichts ändert.

*Dr. Werner Hofmann,
Oberkirchenrat i.R. Gräfelting*

Bettler als Beruf

zu: s.o.

Manche Leute behaupten ja, dass Pferde klüger seien als Menschen, weil sie so einen großen Kopf haben. Da mag was dran sein, denn zumindest unter den sensiblen Vierbeinern gilt der Grundsatz: »Die Hand, die dich füttert, sollst du nicht beißen.«

Jedenfalls mutet es schon sonderbar an, wenn ein Kollege, der ein gehobenes Beamtengehalt in unkündbarer Stellung bezieht, sich über die Kirchensteuer auslässt, die dieses Einkommen finanziert. Oder ist es gerade diese Sicherheit aus der heraus er agiert? Nein, Teufel noch mal – soviel Scheinheiligkeit möchte ich einem Mitglied der ordinierten Gemeinschaft nicht unterstellen.

Also gehe ich davon aus, dass es Jochen Teuffel meint, wie er sagt. Ich halte ihm zugute, dass er als ernsthafter Christ bemüht ist, den Glauben in der Kirche zu stärken. Dass sein Kampf der heute allerorten anzutreffenden Gleichgültigkeit, Unverbindlichkeit und Oberflächlichkeit gilt. Dass ihm Menschen, die nur halbherzig oder unentschieden der christlichen Gemeinschaft angehören, fremd bleiben, weil sie die existentielle Bedeutung des Glaubens nicht verstehen. All das ändern zu wollen sind hehre Beweggründe, aber ob dafür die Kritik an der Kirchensteuer der richtige Weg ist? Ist die Kirchensteuer wirklich das Übel, das für die Verwässerung des Glaubens verantwortlich ist?

Freilich, es stimmt, die Kirchensteuer ist das schlechteste aller kirchlichen Finanzierungssysteme, ausgenommen alle anderen. So gibt es durchaus gute Gründe, die für einen steuerlichen Beitrag sprechen:

1. Gerne verweist Jochen Teuffel auf das diesbezügliche Erstaunen unserer Brüder und Schwestern insbesondere im angloamerikanischen Ausland. Da hat er Recht. Tatsächlich war mein Freund und Kollege Arne Walker, der eine lutherische Diasporagemeinde von geradezu unvorstellbaren Ausmaßen in Tennessee (USA) betreut, mächtig erstaunt als er mich letztes Jahr besucht hat. Nicht nur, dass er mit 15.000 Dollar Jahreseinkommen an der Armutsgrenze lebt, nein, noch viel mehr ging ihm die ständige Bettelei um Unterstützung, mit der er einen Großteil seiner Arbeitszeit verbringt, auf die Nerven. Die Möglichkeiten und Mittel über die wir (noch) verfügen können, müssen

ihm traumhaft erschienen sein. Bleiben wir in Amerika. Im Regelfall wird auf einer Gemeindeversammlung anfangs des Jahres der Etat der Gemeinde festgelegt. Jeder hebt den Finger und sagt öffentlich, wie viel ihm die kirchliche Gemeinschaft im nächsten Jahr wert ist. Hm, ob dieses System wirklich so frei von Zwang ist?

Dazu kommt, dass in den Vereinigten Staaten Menschen, die keiner religiösen Gemeinschaft angehören, ganz schnell als asozial oder gar kriminell eingestuft werden. Auch angesichts dieses Hintergrundes ist die Mitgliedschaft in einer Kirche nicht immer ein Ausdruck von gläubiger Begeisterung.

2. Ein gedanklicher Pfeiler der Kirchensteuer ist die Solidaritätsforderung der Heiligen Schrift. Nicht zuletzt findet diese einen Ausdruck in der alttestamentlichen Tempelsteuer(!), die ganz selbstverständlich erhoben und auch geleistet wurde (deshalb braucht es ja die Geldwechsler im Tempelbezirk). Im Urchristentum findet diese Forderung ihre Zuspitzung in der Gütergemeinschaft (Apg.4). Dass diese Abgabe keineswegs ganz und gar auf dem Freiwilligkeitsprinzip beruht zeigt die daran anschließende Erzählung von »Hananiah und Saphira«. Auch die prophetische Sozialkritik macht deutlich, dass es mit einem auf Freiwilligkeit aufgebauten Solidaritätssystem nicht unbedingt zum Besten stand. Jedenfalls fällt es mir schwer zu sehen, warum die – gesetzlich vorgeschriebene – Verteilung von Lasten auf alle Mitglieder einer Gemeinschaft ein Nachteil sein soll. So gesehen wäre auch der gesamte staatliche Solidaritätsgedanke hinfällig und Steuern wären dann grundsätzlich keine Verpflichtung mehr, sondern nur noch eine freiwillige Abgabe. Unter diesen Voraussetzungen aber könnte die Ordnung nicht aufrecht erhalten werden und anarchische Zustände wären vorprogrammiert. Dies wiederum kann nicht im Sinne des christlichen Staatsverständnis, wie es sich etwa im Gleichnis vom »Zinsgroschen« (Mk 12, 13-17) als auch in der lutherischen »Zwei Regimenten Lehre« findet, sein.

3. Nicht zuletzt scheinen mir weitere ekklesiologische Argumente

die Kirchensteuer zu stützen. Was Jochen Teuffel vorschlägt ist, meinem Verständnis nach, die Abkehr vom Gedanken der Volkskirche. Nun kann wahrlich gefragt werden, ob diese Ansicht noch zeitgemäß ist. Tatsächlich haben die Kirchen viel von ihrer gesellschaftlichen Bedeutung verloren (zumindest in Deutschland). Aber gerade die jesuanische Zuwendung an die Deklassierten und am Randstehenden enthält für die Kirche die Beauftragung das gesamte Spektrum menschlicher Gesellschaft widerzuspiegeln und nicht nur eine Insel der Seligkeit zu repräsentieren.

Schlußendlich werden wir die Spannung aushalten müssen, dass der Glaube für Menschen bei ihrer Lebensgestaltung eine unterschiedliche Relevanz hat. Mit oder ohne Kirchensteuer.

Mit freundlichem Gruß

*Marcus Reichel, Pfarrer
in Ichenhausen*

Wider die Milieugemeinde

zu: s. o.

Mit steilen theologischen Worten hat mein lieber Kapitelskollege uns die Teuff(f)elei zu lesen gegeben, dass wir als ernstzunehmende Christen um die Abschaffung der Kirchensteuer zu beten haben. Bei näherem Hinsehen geht es ihm dabei um nicht weniger als um die Überführung der Volkskirche in eine Freiwilligkeitskirche und die strikte Trennung von Staat und Kirche – also um die Unterstützung der vielfach von freikirchlicher Seite vorgebrachte Kritik an den evangelischen Landeskirchen. Ich möchte meine theologische Antwort mit einer persönlichen verbinden: Bevor ich lutherischer Pfarrer wurde, bin ich von Kindesbeinen an in einer Freikirche (Baptisten) groß geworden und habe von klein auf erfahren, dass mein Vater 10% seines Bruttoeinkommens gespendet hat. Da bereits der in dieser »freiwilligen Pflicht« innewohnende »Glaubenszwang« in den Selbstwiderspruch führt, kann man bezweifeln ob eine »Kirche der Freiheit« hier ihr besseres System finden würde. Der Grund, in die Ev.-luth. Kirche überzutreten, war indes ein anderer: Die Erfahrung mit allen freiwilligkeits-finanzierten Gemeinden sowohl in Deutschland als auch (vor allem!) in den USA ist, dass sie nur als

Milieu- oder Klientel-Gemeinden die menschliche Attraktivität finden, die ihre Finanzierung sicherstellt. Das heißt: Der Grundsatz, dass die Liebe Gottes aus Gnade allen gleichermaßen gilt, wird aufgegeben zugunsten einer Gemeindeform, die ihre Struktur aufgrund der Gleichförmigkeit des Frömmigkeitsstils oder des sozialen Milieus bekommt. Die kirchensteuerfinanzierte Volkskirche entspricht an dieser entscheidenden Stelle eher dem Auftrag, die Botschaft der Rechtfertigung sola gratia allen Menschen zu verkünden. Die wohlbedacht austarierte Verbindung mit dem Staat ist an dieser Stelle nicht ein geistlicher Sündenfall, sondern Absicht und geschieht um des Evangeliums willen. Das von Teuffel zu Recht geforderte unabdingbare gesellschaftskritische Wächteramt bedarf indes gerade dort der Verwurzelung mitten in der Gesellschaft, wo es in Widerspruch zu ihr und auch zu sich selbst als Kirche tritt und darf sich nicht aus den weltlichen Lebensvollzügen in eine selbstfinanzierte Seligkeit verabschieden. Dies hieße die Inkarnation des Wortes und die Kreuzesgestalt der Kirche gleichermaßen zu verleugnen.

*Dr. Martin Diederich,
Pfarrer in Burgau*

Nur gute Erfahrungen

zu: *Entlebung durch Entlastung*

in Nr. 1/10

Studienleiter Hans-Ulrich Pschierer lehnt sich mit seinem Artikel eindeutig zu weit aus dem Fenster. Ihm genügen doch tatsächlich das Internetstudium einer website und ein vorliegendes Faltblatt, um ein vernichtendes theologisches Urteil über die Nürnberger Kindertagsträgergesellschaft ekin zu fällen (zu der er zu keiner Zeit das persönliche Gespräch gesucht hat). Außerdem scheint die -ferne- Erinnerung an seine zurückliegende Gemeindegemeinschaft doch manche Belastungsphänomene durch Kindergartenverwaltung zu sehr als wahre Verkündigung zu stilisieren. Die ekin gemeinnützige GmbH ist von den beteiligten Kirchengemeinden und dem Dekanat Nürnberg gerade dazu erfunden worden, die Kindergärten möglichst nah an den Gemeinden und ihrer Lebenswirklichkeit zu belassen und die Verwaltung doch möglichst kompetent, professionell und zuverlässig durch entsprechende Fachleute abzudecken. Nicht

jeder Verwaltungsvollzug und jeder Betreuungskonflikt im Kindergartenalltag ist als »Dimension der Verkündigung« zu hüten. Die ekin-Kirchengemeinden haben sich mitnichten »entleibt«. Die Kindergärten bleiben im Bewusstsein der Familien Kindergärten der Kirchengemeinden. Die »professionellere Personalbewirtschaftung« nehmen sie gerne in Anspruch und bleiben doch in Kasualvollzügen und religionspädagogischer Begleitung sowie in Konflikten bezogen auf »ihre« Kirchengemeinden. Die GemeindepfarrerInnen bleiben als Gesellschafter verantwortlich und als GesprächspartnerInnen in (Personal-) Konflikten gefragt.

Um das Informationsdefizit von Hans-Ulrich Pschierer und der Leserinnen und Leser des Korrespondenzblatts zu stillen, zeichne ich im Folgenden die Gründungsgeschichte der ekin nach und berichte von Erfahrungen.

Die vier evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden in Langwasser sind seit jeher eng miteinander verbunden, weil auseinander hervorgegangen. Am 3. April 2004 vereinbarte die Vollversammlung der Kirchenvorstände in Langwasser größtmögliche Kooperationsstrukturen unterhalb der Schwelle von Gemeindefusionen. Außerdem formulierte bereits dieser Kooperationsbeschluss die Vision, alle vier Kindergärten in Langwasser unter einer gemeinsamen Trägerschaft zu sammeln, ohne bereits durch Kürzungen an Finanzen und Personal dazu gezwungen zu sein.

Die verbindliche Einführung des neuen staatlichen Finanzierungskonzepts nach Buchungszahlen sorgte 2006 für einen weiteren Motivationsschub zur Sammlung unter einer Trägerschaft, weil die Kindergartenverwaltung absehbar mehr betriebswirtschaftliche Kompetenz und Beweglichkeit in Personalplanung und -führung von den jeweils geschäftsleitenden Personen abverlangen würde. Die GemeindepfarrerInnen fühlten sich neben allem anderen Dienst in dieser Hinsicht ausdrücklich überfordert. Von Anfang an stand die Vision im Vordergrund, die Kindergärten möglichst nah an den Kirchengemeinden bleiben zu lassen, um die gemeindebauende Perspektive nicht zu verlieren, und gleichzeitig so viel Verwaltung wie möglich zu zentralisieren.

In diese Zeit fiel das Signal der Bereitschaft des Dekanatsbezirkes Nürnberg, einen dritten Weg jenseits der klassischen eigenen Verwaltung durch die jeweiligen Kirchengemeinden und der

einfachen Abgabe an einen völlig externen Partner modellhaft zu begleiten und auch finanziell mitzutragen. Zu den vier interessierten Kindergartenträgern aus Langwasser stieß noch die Kirchengemeinde Altenfurt mit zwei Einrichtungen in direkter Nachbarschaft.

Diese fünf Träger traten nun mit dem Leiter des Kirchengemeindeamtes sowie dem Vertreter der Diakonie im Dekanat in einen regen Planungsprozess ein. Mit einer externen Beratungsfirma gelang es, einen Gesellschaftsvertrag und Kooperationsvertrag zu formulieren, die die obengenannte Balance wahrten, indem die alten Träger innerhalb der neuen Gesellschaft Gesellschafterverantwortung übernahmen und zugleich sogenannte Kindergartenbeiräte für jede Einrichtung eingerichtet wurden, um den Austausch der Geschäftsführungsebene mit den jeweiligen Gegebenheiten vor Ort zu gewährleisten. Die Gebäude blieben Eigentum der Kirchengemeinden und wurden mit eigenen Mietverträgen zu jeweils gleichen Mietkonditionen versehen. Die Gesellschafter entscheiden nach Maßgabe der Wirtschaftlichkeit in der Gesellschafterversammlung auch über das ureigene Interesse der Mietentwicklung. Die alten Träger mussten zur Gesellschaftsgründung gemeinsam mit dem Dekanat und der Diakonie Nürnberg zunächst das Stammkapital von 25.000 Euro in Form der Gesellschaftsanteile sowie darüber hinaus als Liquiditätssichernde Maßnahme pro Einrichtung die Summe eines Personalmonats aufbringen.

Durch die bereits gepflegte Kommunikation einer gemeinsamen Leiterinnenrunde und die größtmögliche Behutsamkeit aller bisherigen und künftigen Trägerbeteiligten konnte in vielen Gesprächen trotz aller Sorgen und Befürchtungen, die immer in solchen Umstrukturierungsprozessen liegen, eine offene und vorwärtsgewandte Haltung unter den Mitarbeitenden geweckt werden. Die Elternbeiräte wurden ebenfalls in den Prozess eingebunden, deren Anfragen möglichst aufgenommen oder entkräftet.

So grundgelegt konnte die ekin dann im April 2007 starten. Die Kindergartenfamilien mussten zum Übergang keine andere Veränderung als die Umstellung der Kontoverbindung vornehmen. Sonst blieb nach außen alles beim Alten. Möglichst viele in den Einrichtungen wiederkehrende Vollzüge wurden vereinheitlicht und möglichst viel Profil der jeweiligen Einrichtung wurde

erhalten. Die Geschäftsführung erwies sich schnell in Betriebswirtschaft, Personalplanung und -führung als ausgesprochen kompetent. Das Controlling stimmt. Die Teams arbeiten in einer der Buchung entsprechenden Stärke. Springerinnen als betriebsinterne Krankheitsvertretungen wurden angestellt. Die Mitarbeitenden erleben zweifellos eine größere Sicherheit der Geschäftsführung in allen betriebswirtschaftlichen und personalplanerischen Feldern, was bisweilen zum Abbau manch geliebter Eigenheiten, aber insgesamt zu einer wohlthuenden »wir-wissen-genau-woran-wir-sind«-Stimmung geführt hat.

Die fortbestehende religionspädagogische Präsenz der GemeindepfarrerInnen ist ebenfalls im Kooperationsvertrag festgeschrieben. Sie erleben endlich »ihren« Kindergarten und auch die Kinder ganz entspannt ausdrücklich als PfarrerIn und nicht mehr als mehr oder weniger dilettierende Geschäftsführer. Diese qualitative Verbesserung muss immer wieder auch nach außen deutlich gemacht werden, wenn der »Wunsch der Pfarrer nach Entlastung« (und damit das Empfinden des Kindergartens als Belastung) als einziger Antrieb der Veränderung mißverstanden wird.

Insgesamt konnte zudem die Wahrnehmung unserer Kindergärten in der Stadt(teil)öffentlichkeit durch verschiedene Aktionen weiter gehoben werden. Ein großer Träger bewirkt doch mehr als viele kleine.

Zum Januar 2009 war die »Trägerspanne« der ekin (mit Erweiterung der Geschäftsführung) auf elf Einrichtungen angewachsen und zum Juli 2010 wird sie auf 13 Einrichtungen steigen. Mittlerweile werden auch Grenzen des Wachstums deutlich, um die von allem Anfang an gewünschte enge Verzahnung von Einrichtung, Kirchengemeinde und Trägergesellschaft auch weiterhin zu gewährleisten. So erweist sich die ekin immer noch als zukunftsweisende Form, Kindergartenverantwortung in qualifizierter Trägerschaft zu sammeln und zugleich als Kirchengemeinden den Arbeitsbereich Kindergarten nicht aus den Augen zu verlieren oder gar aufzugeben. So muss die Zukunft aussehen: möglichst viel Lebensqualität für die Kinder, möglichst viel Arbeitsqualität für die Mitarbeitenden und möglichst offene Türen für das Evangelium.

Und Hans-Ulrich Pschierer sei am Ende noch gesagt, dass die Wahrheit dieses Evangeliums die Personalhoheit über den Kindergarten und das Herrschafts-

wissen über die Buchungszahlen nicht braucht. Dieter Schlee, Mitsstreiter von Pschierer im Forum Aufbruch Gemeinde, hat das übrigens ähnlich gesehen, als er seinen Gemeindecindergarten unter weitaus schlechteren Verzahnungsmöglichkeiten mit der Kirchengemeinde an einen fremden Träger übergeben hat. Wir haben einen dritten Weg beschritten und sind immer noch stolz darauf – Zahlen, Eltern und Gemeinden geben uns Recht.

*Daniel Szemerédy, Pfarrer,
Dietrich-Bonhoeffer-Kirche, Nürnberg
im Namen der Gesellschafterver-
sammlung der ekin gGmbH*

Nicht ins **KORRESPONDENZBLATT!**
zu: Dr. Claus Petersen in Nr.2/10

Mit Bedauern und Erstaunen habe ich den Artikel aufgenommen. Es sollte doch längst klar sein, dass Petersens Theologie im Widerspruch zu Schrift und Bekenntnis unserer Kirche steht. Wenn Glaubenseifer an sich lobenswert wäre, dann hätten alle Sektierer und auch Claus Petersen höchstes Lob verdient. Sein Eintreten für die Bewahrung der Schöpfung ist allerdings beeindruckend und der Anerkennung wert. Aber die Grundlagen, aus denen er sein Engagement ableitet – und behauptet, einzig auf dieser Grundlage sei ein ehrliches Engagement für diese Welt möglich – stehen in eklatantem Widerspruch zum Bekenntnis der christlichen Kirchen.

»Warum der Theologie Dr Claus Petersens widersprochen werden muss«, hat Oberkirchenrätin Dorothea Greiner in einem brillanten Aufsatz in den »Nachrichten« Nr 3 2007 klar gemacht.

Auch die Aussprache im **KORRESPONDENZBLATT** Nr.11/07, insbesondere die Abhandlung von Hans-Hermann Münch ist überdeutlich.

Dass Claus Petersen starrköpfig bei seiner Meinung bleibt, muss man dulden. Dass das **KORRESPONDENZBLATT** diese Meinung kommentarlos veröffentlicht, ist unerträglich. Die Verkehrtheit der Abschnitts-Überschriften »Diese Welt ist Reich Gottes«, »Jesus hat genau dies verkündigt«, »Es geht ums Hier und Heute« (Leugnung der Eschatologie) muss nicht noch einmal erörtert werden. Aber dies, meine ich, sollte klar gestellt werden: Dr. Claus Petersen ist arrogant im Umgang mit der biblischen und kirchlichen Tradition, naiv in der Einschätzung der Einflussmöglichkeiten

gutmeinender Aktivisten, blind für den Charakter der Welt (kein Garten Eden, nicht das »Reich Gottes«), unverantwortlich in der Seelsorge an verzweifelten Menschen, die an der ihnen aufgebürdeten Verpflichtung, »die Welt zu retten«, scheitern.

Diesen letzten Gedanken möchte ich an zwei Erlebnissen verdeutlichen.

1.) Im Jahr 1978 (!) hat das Pfarrkapitel Passau ein Planspiel veranstaltet mit dem Thema »Ein Atomkraftwerk wird gebaut«. Die spielerischen Aktionen waren ein getreues Abbild der Realität. Im Verlauf des Spiels hat ein Mitspieler aus Verzweiflung über die Aussichtslosigkeit seiner Bemühung Suizid begangen – glücklicherweise nur spielerisch imaginär.

2.) Um das Jahr 1985, als in Wackersdorf mit dem Bau der WAA begonnen wurde, hat ein Naturschützer und Mitsstreiter gegen die Atomanlage tatsächlich sich selbst getötet.

Indem Claus Petersen sich gegen die Hoffnung verwahrt, dass das Reich Gottes zwar in der Person Jesu schon gegenwärtig in der Welt ist, aber seine Vollendung noch aussteht, nimmt er sich und seinen Anhängern die Möglichkeit, Widerstände und Rückschläge in seinem Engagement gelassen hinzunehmen im Vertrauen auf Gottes langen Atem. Diese »Geduld in Trübsal« fehlt Claus Petersen, weil ihm ja auch die »Fröhlichkeit in Hoffnung« (Röm.12,12) fehlt. Die Erwartung der Neuen Welt Gottes ist kein die Menschen lähmendes Hirngespinnst von Theologen (Theologumenon), sondern lebendig machende Hoffnung aus dem Glauben an den lebendigen Christus. Dabei soll es bleiben.

*Wilhelm Gericke
Pfarrer i. R., Pfreimd*

»Garten Eden« - auch Haiti?

zu: s.o.

Erstens.

Was mich in Claus Petersens Appell – den »Worten Taten folgen« zu lassen – am positivsten ansprach, waren die Informationen zum »natürlichen Treibhauseffekt« im Haushalt der Erdatmosphäre. Wir erfahren zwar nicht, woher diese Daten stammen, vermutlich sind sie bei Wikipedia abzurufen, wozu ich leider keinen Zugang habe. Wie dem auch sei –, dass das Erdklima sich in Jahrmillionen zu einer so wunderba-

ren Ausgewogenheit eingependelt hat, lässt einen, solange die von Menschen gemachten Störmechanismen sie nicht umkippen lassen, schon staunen. Auch die Raumforschung, soweit ihr bisher das Vordringen in die Nachbarschaft unseres Sonnensystems gelungen ist, hat mehrfach schon konstatiert: so ideale Bedingungen für das Entstehen von Leben, wie unsere Erde sie bietet, finden sich weder in der brodelnden Dampfküche der Venus noch auf der trostlosen Sandwüste des Mars noch auf sämtlichen weiteren – teils noch gasförmigen, teils total vereisten – Planeten und Monden unseres Sonnensystems und darüber hinaus wohl sogar unserer ganzen Galaxis. Verglichen mit der Lebensfeindlichkeit auf Milliarden Himmelskörpern ist unsere Erde wirklich ein Garten Eden, für den, selbst nach der immerhin auch möglichen Sintflut, das Diktum des Schöpfers gilt: »Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht« (Gen. 8,32) – und sollte die Menschheit es fertig bringen, diesen wunderbaren Rhythmus nicht durch ihren technischen »Fortschritt« kaputt zu machen: Automatisierung, Digitalisierung, Automatisierung..., sonst müsste sich die Erde wohl so lange schütteln, bis die Menschen nicht nur in Port au Prince, sondern auch in München, Hamburg und Berlin, in New York, Peking und Dubai unter den Trümmern ihrer Bauwerke begraben liegen. So weit, so gut.

Zweitens.

Indes: Kann man auch heute, nach dem 12. Januar 2010, oder auch schon nach dem 11. September 2001 oder dem 6. August 1945 sich hinstellen und sagen: die Erde ist der Garten Eden, sie ist das Reich Gottes? Nehmen uns das die Haitianer, die Dauergeschädigten (soweit sie überlebten) von Hiroshima oder aus der Tschernobylregion oder die Auschwitz-Überlebenden so ohne weiteres ab? Genesis 3: »Dornen und Disteln«, Unkraut und Ungeziefer – solches von unseren Äckern durch Genmanipulation zu entfernen, ist das die Wiederherstellung des Paradieses? »Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zur Erde wirst, davon du genommen bist« – ist das mit einem mal wie weggeblasen, ebenso bei den Frauen die Mühsal schmerzhafter Geburt? Der Hunger und die Obdachlosigkeit der Arbeits- und Heimatlosen, das Umherirren derer, die vor Brand- oder Flut-

katastrophen oder Vulkanausbrüchen fliehen? Garten Eden??

Man gewinnt beim Lesen der Botschaft Dr. Petersens den Eindruck, seine Bibel bestünde nur aus Genesis 1+2 sowie den wenigen von ihm als »authentisch« gebilligten Jesuslogien; vielleicht ein paar schöne Schöpfungspsalmen noch dazwischen, aber nichts von der prophetischen Sicht, ja dem prophetischen Impuls der meisten Bibelautoren, die von einer Geschichte ausgehen, einer seit dem »Sündenfall« (Gen.3!) dramatischen, durch manche Verfinsterungen und Abstürze, aber auch Verheißungen und Neuanfänge gekennzeichneten, auf ein Ziel hin tendierenden Geschichte; wir nennen sie (oder pflegten sie jedenfalls zu nennen) »Heilsgeschichte«, an deren Ende eben die Erlösung und Erneuerung von Himmel und Erde stehen, ja auch das »Freiwerden« der »seufzenden Kreatur«, Röm. 8,19ff. (Paulus, o weh!)

Und in ihrer Mitte, im innersten Kern- und Brennpunkt dieser Geschichte steht und wirkt die Gestalt dessen, den die Propheten als königliche Rettergestalt (»Messias«) oder auch als »Knecht Gottes« angekündigt haben und den die neutestamentlichen Zeugen als den »Gesalbten« Gottes verkünden, Jesus Christus. (Als »Jeschua ha-maschiach« feiern ihn unsere messianischen Juden, die es in wachsender Zahl jetzt auch in Deutschland, in Nürnberg gibt). Sollten die von Herrn Petersen als »echt« deklarierten Jesusworte wirklich nur jene paar, auf eine Schreibmaschinenseite passenden Sätze sein, so gäben diese zweifellos einen Anstoß, um »aus Worten Taten folgen zu lassen«: menschliche Werke, die den Fortbestand des eh schon vorhandenen Gartens Eden bewerkstelligen müssten. Schaffen wir das??

Drittens. Jetzt kommt mein »aber«:

Dass Jesus Christus selbst, das Mensch gewordene WORT, eben auch die Retter gewordene Tat Gottes in Person ist, das Herzstück der Heilsgeschichte, durch Tod und Auferstehung hindurch, - eben dies ist nach Dr. Petersen »paulinische Irrlehre«, Plunder sozusagen, der aus dem NT zu entfernen ist. Nur merkwürdig, dass diesem »unjesianisch-paulinischen« Irrweg gleich alle vier Evangelisten gefolgt sind: vom kürzesten, Markus, bis zum längsten, Matthäus, widmen sie gleichermaßen ihre drei letzten Kapitel diesem Höhepunktsgeschehen; gewiss unter verschiedenen Aspekten, mit unterschiedlichen Akzenten und Zitaten

(am authentischsten doch wohl Psalm 22!), aber alle unisono gipfelnd in der Schreckens- und Freudenbotschaft vom leeren Grab und vom Todesüberwinder Jesus, dem Garanten der zukünftigen neuen Welt Gottes. Angebrochen -, ja, das ist sie schon, »Gottes Königsherrschaft mitten unter euch«, aber auf ihre Vollendung gehen wir noch zu, durch Hoffnung motiviert (- als ob das nichts wäre! -), Paulus weiß sogar zu sagen; durch die größten Gnadengaben motiviert: Glaube, Liebe, Hoffnung, - bis wir IHN sehen werden von Angesicht zu Angesicht! (1.Kor.13)

Nicht zu vergessen: das ganze 15.Kapitel des 1. Korintherbriefs, darin u.a.: »Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christus, so sind wir die elendesten unter allen Menschen. Nun aber ist Christus auferstanden von den Toten als Erstling unter denen, die entschlafen sind!«

Dazu gar noch die Worte des Lebensfürsten aus dem Johannesevangelium: »In der Welt habt ihr Angst« (siehe den Garten Eden auf Haiti), »doch seid getrost, ich habe die Welt überwunden... Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht ...« (Jahreslosung!)

Sollen wir wirklich das Neue Testament von all diesen Lebensimpulsen »säubern«?

*Gottfried Lindenberg,
Pfarrer in Ruhe, Spardorf*

Herrlich, vom Paradies zu träumen!

zu: s.o.

Herrlich, vom Paradies zu träumen! Wunderbar ist's im Garten Eden! Da stimmt alles, vor allem die reine Luft mit geringem CO₂-Gehalt.

Leider endet die Garten-Eden-Geschichte nicht mit dem Auftrag, den Garten zu bebauen und zu bewahren und der reinen Lust der Menschen, dies auch zuverlässig zu tun, sondern mit der Geschichte vom Sündenfall, bzw. der Hybris der Menschen, selbst Gott sein zu wollen. Die Vertreibung aus dem Paradies ist die logische Folge. Die Menschen stehen unter dem Fluch von Mühe und Arbeit, von Dornen und Disteln und schließlich von Krankheit, Sterben und Tod. Wenn schon Gen 2 zitiert wird, dann bitte nicht ohne Gen 3! Sonst ist das nur die halbe Wahrheit. Herr Kollege Claus Petersen, träumen Sie ruhig weiter vom Garten Eden; bzw. wachen Sie doch lieber auf! Denn wie wollen Sie

in einer nach Erlösung seufzenden Kreatur ohne Hoffnung leben? »Desperados« nennt man die Hoffnungs- und Trostlosen und damit auch Ehr- und Haltlosen. Wie sollte es eine positive Ethik ohne Hoffnung auf Vollendung geben? Schon mal was vom Impetus des »Noch-Nicht« oder der Theologie der Hoffnung gehört? Außerdem ist es doch ziemlich willkürlich, die Botschaft vom nahen Reich Gottes mit dem Garten Eden gleichzusetzen. Dazu muss man natürlich alles ausmerzen bzw. umdeuten, was der eigenen Anschauung widerspricht. »Echt jesuanisch« bedeutet wohl »echt C. Petersen«? Der einzige Beleg für eine solche Kritik ist vermutlich Lukas 17,21 »Denn siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch«. »entos hymon« kann freilich auch ganz anders gedeutet werden, etwa wie bei Luther »inwendig in euch« oder entsprechend 17,24 »wie der Blitz plötzlich in eurer Mitte«, oder sie werden auf den aufmerksam, der in ihrer Mitte steht: Reich Gottes ist, wo Jesus ist. Nur eines scheint mir nicht dort gemeint zu sein, nämlich die Rückkehr in den Garten Eden. Wie kann man denn Pfarrer der evang.-Luth. Kirche in Bayern sein mit einem auf einige als jesuanisch bezeichnete Sätze reduziertes Evangelium! Ich habe meine Verpflichtung auf Schrift und Bekenntnis bisher anders verstanden. Mit Paulus und den vier Evangelisten verkündige ich den gekreuzigten und auferstandenen Herrn Jesus Christus, zu dem ich durch Taufe und Glaube (als Treuegelöbnis verstanden) gehöre und von dem ich nicht nur meine endgültige Erlösung erwarte, sondern die Vollendung, in der Gott alles in allem sein wird. Darum kann der Christ die Aufgaben, die ihm vor den Füßen liegen - auch die Begrenzung der Klimaerwärmung - gelassen und hoffnungsvoll angehen. Aber zum Retter der Welt muss ich nicht werden, wenn ich an den Retter Jesus Christus glaube.

*Dr. Friedrich Schwinn, Pfarrer i.,R.,
Höchstädt im Fichtelgebirge*

Befreit zum Handeln

zu: s.o.

Als Mitglied der Vorbereitungsgruppe des Synoden-Wortes *Mit Energie für gutes Klima*, das von der Frühjahrssynode 2009 verabschiedet wurde, möchte ich zum o.g. Beitrag von Pfarrer Claus Petersen in der Februarausgabe 2010 des KORRESPONDENZBLATTs Stellung nehmen, wobei ich vorausschicken will, dass ich kein Theologe bin.

Im genannten Beitrag wird vom Autor Anstoß genommen am Satz des Synoden-Wortes *Gerade weil wir auf die Vollendung der Erlösung und ein Leben in der kommenden Welt hoffen, nehmen wir diese Herausforderung im Hier und Heute an* und (in die Form einer Frage gekleidet) behauptet, er »entlarve gerade diejenige Denkfigur, genau den Glaubenssatz, der es immer wieder verhindert, dass Mitwelt- und eben auch Klimaverantwortung einen besonderen Stellenwert in unserer kirchlichen Landschaft haben, ja überhaupt haben können.« Weiter heißt es, die Erwartung einer erst kommenden Welt sei »in Wahrheit keine kräftige Motivation für eine verantwortliche Klimapolitik, sondern ein ... konterkarierendes Theologumenon« und »aus dem Glauben an eine Vollendung der Erlösung und die erst kommende Welt Gottes kann sich niemals ein Impuls zur Weltveränderung oder gar zur Heilung dieser Welt ergeben.«

Pfarrer Claus Petersen schließt sich mit seiner Argumentation offenbar denjenigen an, die der Kirche vorwerfen, die Verheißungen eines zukünftigen Heils seien nichts weiter als billige Vertröstung und behinderten den Einsatz für eine bessere Welt, in der wir leben.

Einen solchen Missbrauch der Verheißungen hat es wohl gegeben und gibt es wohl auch heute noch. Aber auch wenn eine Sache missbraucht wird (und es gibt kaum etwas, was nicht missbraucht würde), so besagt das allein wenig über ihren Wert an sich. Für die Verheißungen eines zukünftigen Heils ist genau das Gegenteil von Missbrauch auch richtig: Die Verheißungen sind für unzählige Menschen Kraftquell gewesen und sind es noch, um in dieser Welt einen oft schmerzvollen Weg zu gehen zur Linderung von irdischer Not und Ungerechtigkeit. So wie unser Körper braucht auch unsere Seele Wegzehrung - gerade dann, wenn wir uns auf den Weg der Nachfolge Christi machen. Echte Nachfolge trägt immer das Erkennungszeichen in sich, dass Liebe

und Barmherzigkeit in dieser Welt gefördert und gemehrt werden (nicht nur im Blick auf unsere Mitmenschen, sondern im Blick auf die gesamte Schöpfung) - und das ist oft genug ein sehr steiniger Weg. Wer sich da nicht von der Gewissheit getragen weiß, dass der begonnene Weg zum Ziel und guten Ende führen wird, der wird kaum die nötige Kraft haben, durchzuhalten - besonders dann, wenn es schwierig wird und der Wind ins Gesicht bläst.

Pfarrer Claus Petersen sieht im Wirken des Apostels Paulus »keine Weltverantwortung«. Da stellt sich doch die Frage: Hat die Tatsache, dass das Christentum von Paulus nach Europa und damit in die Welt getragen wurde, nichts mit Weltverantwortung zu tun? Wäre es für die Welt besser, wenn die Christen eine

bald in Vergessenheit geratene kleine Gruppe im jüdischen Lande geblieben wären? Gerade bei Paulus kann man doch sehen, welch gewaltige Kraft die Erwartung eines künftigen Heils auslösen kann - eine Kraft, die wir in unserer Kirche oft so sehr vermissen.

Fazit: Die uns geschenkten Verheißungen der Vollendung der Erlösung sind keine billige Vertröstung und keine Behinderung in der Weltverantwortung, sondern sie sind - recht verstanden - unverzichtbarer Kraftquell für unser Handeln in und für diese Welt. Dank der Verheißungen sind wir nicht verdammt, sondern befreit zum Handeln.

Es wäre höchst unklug, sich von diesem Kraftquell abzukoppeln.

Prof. Dr. Gottlieb Leha,
Mitglied der Landessynode

Liebe Leserin, lieber Leser!

Kann sein, Sie lesen die folgenden Zeilen als ein »Lob der Irrlehre(n)«. Vielleicht sind sie so gemeint. Dann werden Sie wohl aufhören zu lesen. Das fällt mir immer wieder auf: Dass so viele von uns nicht mehr lesen und hören mögen, was sie für längst geklärt halten. Geklärt, so meinen sie, ist, was in der Lehre als Wahrheit formuliert ist. Schwer, dann mit Menschen zu reden, die (noch) nicht so weit sind.

Ich denke: Lehre braucht die Irrlehre. Mindestens sind die Formulierungen der Irrlehre hilfreich, um die Wahrheit begrifflich in den Griff zu bekommen. Man muss nur einmal die altkirchlichen Dogmen und die entsprechenden Irrlehren ansehen, um zu begreifen, wie eines mit dem anderen zusammenhängt. Gelegentlich mag man sich da fragen, ob die Parteien einander wirklich zugehört und zu verstehen versucht haben. Es kann sein, ein Begriff wie »Person« wird in durchaus unterschiedlichem Sinn gebraucht. Ich denke, viele Irrlehren damals waren auch ein westlich-östliches Missverständnis. Nicht nur damals...

Auch das scheint mir wahr: Dass die formulierte Wahrheit wie Fleischextrakt ist: In purer Form ungenießbar. Man kann die Wahrheit nicht annehmen (das ist etwas anderes als sie begreifen!), wenn man den Weg zu ihr nicht nach- oder mitgegangen ist. Das gilt für das Sühnopfer wie für

die Frage nach der Präsenz Christi im Abendmahl.

Schließlich muss Wahrheit immer wieder neu formuliert werden: Weil sich das Umfeld und die Fronten ändern, weil Worte ihren Sinn verlieren oder Sachverhalte neu beschrieben werden müssen. Wer würde es heute wagen, die Wirklichkeit der »Dinge« so zu beschreiben, wie Thomas es in der Transsubstantiationslehre tut?!

Vielleicht geht es mir nur einfach um die lebendige Debatte, die alle zwingt, eigene Wahrheiten zur Diskussion zu stellen, neu zu formulieren und zu begreifen. Ein »Basta!« kann auch hier die Diskussion beenden, beantwortet die Fragen aber nicht, die immer wieder aufbrechen. In diesem Sinn wäre manche Irrlehre und Sekten- oder Konfessionsbildung auch das Ergebnis eines abgebrochenen oder verweigerten Dialoges. Im Fall der Reformation sehen wir das so. Dann sollten wir nicht zu träge sein, im Gespräch zu bleiben auch mit denen, die Wahrheiten neu sagen wollen. Das KORRESPONDENZBLATT ist dafür offen. Und wir tragen die ärgerlichen Leserbriefe dagegen mit Fassung. Ich denke: Es könnte ein Feld sein, auf dem wir üben, uns auch mit ärgerlichen Meinungen argumentierend auseinanderzusetzen. Anders kann »Kommunikation des Evangeliums« nicht geschehen.

Ihr Martin Ost

Heiterkeit

Froh zu sein bedarf es wenig. Ute Karen, eine Frohnatur wie aus dem Bilderbuch, zwitschert. Applaudiert dem Morgen, dem Abend und, wenn schon mal in Stimmung, auch dem Sprung in der Kaffeetasse. Die Hälfte des Lebens, ach, was sag ich, das ganze Leben ist heiter, und die eine Hälfte der Welt lacht über die andere – das sowieso.

Doch wie, du, du jubelst nicht? Das schlägt dem Fass den Boden aus! Na ja, wenn dir das Kaffeewasser anbrennt, oder die Petersilie verhagelt, oder, Cha-Cha-Cha, eine Laus über die Leber steppt? Immerhin, Heiterkeit zieht keine Knieschützer an, sie lacht, auch wenn ihr zum Heulen zu Mute ist, und wenn Ute Karen Luftsprünge macht und sich den Hacksen verknackst.

Festgerammt? Na wenn schon! Was ein Häkchen werden soll, krümmt sich beizeiten und lacht sich einen Ast. Rasiert muss das Glück sein, wenn es auf Reisen geht. Und: Wer verschlafen hat, ist gut dran, er horcht einen Bonus an Lustgefühl. Weil: *Seinen Freunden gibt es der Herr im Schlaf. (Ps 127,2)* Ja, überhaupt, die Religion! Ob sie der Heiterkeit auf die Sprünge hilft? Und ob! Religion, bitteschön, ist der Kochlöffel, wenn das Schicksal seine Schnuppermenüs verquirlt. *Habe deine Lust am Herrn, der wird dir geben, was dein Herz wünscht (Ps. 37,4)*

Auch wo der Heitere an seinen Pardestücken bosselt! Bravheit jedenfalls ist seine Spezialität nicht. Warum sollte sie? Der Frohgemute ist frei, der Brave bloß brav, weil ihm die Hände gebunden sind. Heiterkeit hat keinen Schmunzelextrakt nötig, wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, der ist gewiss nicht von den Besten – und schreibt über die Heiterkeit, weil aufschreiben kann's einer, verstehen tut's keiner, selbstredend.

Kaiserschnitt, sectio caesarea, Leben rettender Schnitt. Seit der Tod in die Welt gekommen ist, ist man seines Lebens nicht sicher. Trotzdem, Ute Karen zwitschert.

Und im Garten der Ahorn schmunzelt.

Richard Boeckler

Ankündigungen

Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg

■ »Geh aus mein Herz und suche Freud«

Christliche Meditation, Bewegung und Musik
25.06.10 (18.00 Uhr) – 27.06.10 (13.00 Uhr)
Ein Wochenende geschenkte Zeit für Körper, Geist und Seele, um neu aufmerksam zu werden für Gottes Gegenwart im eigenen Leben. Dabei wird die Meditation in der Umgebung des Hesselbergs ebenso ihren Platz haben wie Musik (auch mit Panflöten), meditative Tänze und Gesang. Doch auch Achtsamkeits- und Wahrnehmungsübungen sowie Stille tragen dazu bei, dass die Zeit gut tun kann.

Leitung: Gisela Butz, Gesundheitspädagogin (SKA), Meditationsanleiterin für Christl. Meditation, Joachim Butz, Entspannungspädagoge, Meditationsanleiter für Christl. Meditation

■ Fit in 8 Tagen: Neuen Schwung ins Leben bringen

01.08.10 (18.00 Uhr) – 08.08.10 (10.30 Uhr)
Die Teilnehmenden können für 8 Tage aus dem Alltag aussteigen und neue Energie tanken! Der Kurs bietet Frauen wie Männern eine gelungene Mischung aus den Elementen

- Natur erleben: geführte Wanderungen bzw. Radtouren in herrlicher Landschaft
 - Gesundheitstraining: Entspannungsmethoden und wohltuende Körperübungen
 - zur Besinnung kommen: Zeit für Sinnfragen, Spiritualität als Kraftquelle für den Alltag erleben
 - und Kulturgenuss: z.B. Besuch der Sommerfestspiele in Dinkelsbühl oder am Altmühlsee
- Der besondere Charakter dieses Seminars: Es wird ein sorgfältig ausgearbeitetes, nicht zu dichtes Programm angeboten. Dabei können die Teilnehmer individuelle Freiräume einbauen, um die für sich optimale Balance zwischen Miteinander in der Gruppe und Allein-Sein zu finden. Sonderflyer erhältlich.

Leitung: Werner Hajek, Pfr. Bernd Reuther

■ Aquarellmalwochenende am Hesselberg

27.08.10 (14.00 Uhr) – 29.08.10 (ca. 14.00 Uhr)

Das Wochenende bietet Gelegenheit, um auf dem Hesselberg, vom Berg herunter, an der Wörnitz und in den malerischen Dörfern ringsum zu malen. Der Ansbacher Künstler Willi Probst gibt Anleitungen zur Anfertigung von Skizzen, zur Motivauswahl und zur Kolorierung sowie individuelle Tipps und Anregungen für Anfänger und Fortgeschrittene.

Leitung: Willi Probst, Maler, Kunstkurse seit 1981

Großveranstaltung am Hesselberg

■ Bayerischer Evangelischer Kirchentag auf dem Hesselberg

»Einfach vom Glauben reden«
Mo, 24.05.10, 10.00 – 16.00 Uhr

Ausblick:

■ »Der Kleine Prinz« in Tanz & Gebärdensprache & Poesie

01.10.10 (15.30 Uhr) – 03.10.10 (13.00 Uhr)
Leitung: Ingeborg Lenz-Schikore

■ Wandern, Pilgern, Poesie

07.10.10 (15.00 Uhr) – 10.10.10 (13.00 Uhr)
Leitung: Werner Hajek

■ Gewaltfreie Kommunikation nach Marshall B. Rosenberg

15.10.10 (18.00 Uhr) – 17.10.10 (13.00 Uhr)
Leitung: Georgis Heintz; Ansgar van Olfen

Anmeldung und Information in allen Fällen:
Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg,
Hesselbergstr. 26, 91726 Geroltingen;
Tel.: 0 98 54 – 10 -0; Fax: -10-50;
E-Mail: info@ebz-hesselberg.de

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Mainbrücke 16,
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren wurden:

Rebecca Freisleder, 3. Kind von Pfrin.
z.A. Katarina Freisleder und Sebastian
Freisleder, am 18.12.2009 in Starnberg

Gestorben sind:

Karl Dietz, 89 Jahre, zuletzt in Schwa-
bach St. Martin, am 2.3. in Schwabach
(Witwe: Erika)

Letzte Meldung

»Es folgen Meldungen aus dem Leben
der Gemeinde: Verstorben ist und kirch-
lich bestattet wurde.....«

Abkündigung

AfG

■ **Fachtag: Grundlagen des Erzäh-
lens**

17. April 2010, 9.30 Uhr bis 16.00 Uhr

Ort: Amt für Gemeindedienst, Sperberstraße 70,
Nürnberg

Wichtige Grundlagen des Erzählens werden
vermittelt und eingeübt. Anhand von Praxis-
beispielen, konkreten Tipps und einem Übungs-
programm lernen Sie, gute Geschichten zu ent-
werfen und selbstsicher im Kindergottesdienst
zu erzählen.

Zielgruppe: Mitarbeitende im Kindergottes-
dienst und der kirchlichen Arbeit mit Kindern,
FEA.

Leitung: Jörn Kühnle

Kosten: 35,00 Euro für Organisation u. Verpflg.

Anmeldung: Amt für Gemeindedienst der
Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Team Kinderkir-
che, Sperberstr. 70, 90461 Nürnberg,
Tel.: 09 11 - 43 16 -130, Fax: 43 16 -103,
E-Mail: kinderkirche@afg-elkb.de

Arbeitsgemein- schaft Kirchliche Erneuerung (AKE)

■ **Feier des St. Walburga – Tages**

1. Mai, 10.00 Uhr bis 17.0 Uhr

Ort: St. Wunibaldmünster in Heidenheim a.
Hahnenkamm.

Wir gedenken des 1300. Geburtstages der Hl.
Walburga, einer Verwandten des Hl. Bonifatius,
die mit ihren beiden Brüdern, dem Hl. Wunibald
und dem Hl. Willibald im 8. Jh. als Missionarin
aus England nach Franken kam und in Heiden-
heim ein Frauenkloster errichtete, das zu einer
Pflanzstätte des Christentums in unserem Land
werden sollte. Im sog. Heidenbrunnen hinter der
Münsterkirche wurden die ersten gläubig Ge-
wordenen der Gegendgetauft.

10.00 Uhr Festgottesdienst im Münster (Evang.
Messe) anschl. Taufgedenken am »Heidenbrun-
nen«- nachmittags Vortrag: »Das Leben und
Wirken der Hl. Walburga« (im Gemeindesaal)
- Abendgebet mit Gedächtnis der Heiligen am
Walburgagrab im Münster

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice zu
gewährleisten, bitten wir alle Mit-
glieder,
**Adressänderungen sowie Änderun-
gen Ihres Dienstverhältnisses**
möglichst rasch weiter zu geben
an:

Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern
Mainbrücke 16
96264 Altenkunstadt
Tel.: 09572 / 79 05 00
Fax: 09572 / 79 05 01
hofmann@pfarrerverein.de

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim,
Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de
in Gemeinschaft mit Karin Deter (Erlangen), Monika Siebert-Vogt
(Schwanstetten), Bernd Seufert (Nürnberg).
Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite
www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund Druck und Medien GmbH Neuendettelsau,
Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax - 29.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Post-
zustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern.
Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von
Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den **Her-
ausgeber:** Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer
Klaus Weber, Mainbrücke 16, 96 264 Altenkunstadt,
Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrerverein.de